L. germ.
133
p

L.germ.
133 p

Kannegiesser

Entwürfe

von

Abhandlungen und Reden.

Zum

Gebrauch für Lehrer und Schüler

besonders der obern Klassen

der

Gymnasien und höhern Bürgerschulen

von

Karl Ludwig Kannegießer.

Breslau,

bei Graß, Barth und Comp.

1832.

H

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Die vorliegende Sammlung zerfällt in zwei Theile, von denen die erstere Entwürfe, zum Theil sehr ausführliche, für Abhandlungen und Reden enthält. Sie sind theils von mir selbst ausgearbeitet, theils hab' ich sie aus eigenen oder fremden Arbeiten ausgezogen, theils endlich aus andern Büchern entlehnt, aber fast nie, ohne sie, wo es mir zweckmäßig schien, abzuändern, besonders Eingänge und Schlüsse, wo diese fehlten, hinzuzusetzen.

Die Ueberschriften enthalten nicht immer die bestimmten Aufgaben, sondern zeigen dieselben nur allgemein an, wie „die Zeit, der Sturm," oder bestehen aus einem Sprichworte oder aus einem Denkspruche eines Dichters oder Prosaikers, aus dem der zu bearbeitende Satz erst abgeleitet ist. Ich halte dieß letztere Verfahren für Schüler der höheren Klassen sehr wichtig, weil dadurch das Nachdenken geschärft wird. —

Gibt man die Aufgabe durch eine allgemeine oder bestimmte Bezeichnung an, so kann man auch im Gegentheil die Auffindung eines paßlichen Denkspruchs fordern. — Auf diese Weise wird der Lehrer auch nicht so leicht an Aufgaben verarmen, da es der zu Denksprüchen passenden Stellen bloß in den vaterländischen Schriftwerken die Menge gibt. Sehr empfehlenswerth ist es auch, Entwürfe aus guten Abhandlungen und Reden ausziehen zu lassen; nur pflegt es meistens an einer hinlänglichen Anzahl von Abdrücken zu fehlen, um mehrere Schüler damit zu versehen.

Die hier gegebenen Entwürfe sind größtentheils sittlicher und religiöser Art, weil die Bearbeitung von dergleichen Aufgaben dem jüngeren Alter am leichtesten wird und am angemessensten ist. Auch wird der Lehrer dabei gute Gelegenheit haben, auf Gemüth und Gesinnung zu wirken. — Wenn die Entwürfe übrigens hauptsächlich für Abhandlungen und Reden dienen, so ist doch klar, daß sie auch für andre Aufsätze, z. B. Briefe, Gespräche, Selbstgespräche, benutzt werden können.

Die zweite Hälfte dieser Sammlung besteht aus fehlerhaften Schülerentwürfen mit darunter gesetzten, aber nicht erschöpfenden Verbesserungen, und zwar sind zur Vergleichung mehrere über dieselbe Aufgabe aneinandergereiht. Einigen ist auch der richtigere Entwurf zum Schlusse beigefügt. Die letzten habe ich mit Fleiß unverbessert gelassen.

Es gibt Sammlungen ähnlicher Art schon mehrere; aber die wiederholten Auflagen derselben zeigen, daß wir deren noch nicht zu viel haben, und dies ist natürlich, da der Unterricht in der deutschen Sprache jetzt, und mit Recht, immer mehr Raum gewinnt. Das Eigenthümliche meiner Sammlung besteht theils in der Ausführlichkeit der Entwürfe, theils in dem näher bezeichneten Verfahren, dessen Erfolg sich mir durch eine fünf und zwanzigjährige Erfahrung bewährt hat.

Tadellose Entwürfe zu machen ist sehr schwierig. Ich darf daher voraussetzen, daß auch an den in der ersten Hälfte enthaltenen, sowie an dem Tadel der fehlerhaften, manches auszusetzen seyn wird; aber dennoch darf ich hoffen, daß dieser Beitrag brauchbar und denen, welchen er bestimmt ist, nicht unwillkommen seyn werde.

Erste Hälfte.

Aufgabe.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Lauf der Welt.

Göthe's Tasso.

Einleitung. Die Einsamkeit wird von Manchem mehr geliebt als der Umgang, zumal als der Besuch großer Gesellschaften; auch hat sie sehr großen Werth. Aber man muß sich der Gesellschaft nicht ganz entziehen und sich ein richtiges Urtheil über ihren Werth oder Unwerth zu verschaffen suchen.

Satz. Ueber den sittlichen Werth großer Gesellschaften.

I. Beurtheilung.

A. Die gute Seite. Sie sind wichtig

1. für unsre Kenntniß von den Menschen,
2. für unser Wohlwollen gegen die Menschen,
3. für unsern Umgang mit den Menschen.

B. Die schlimme Seite.

1. Sie stecken den Unvorsichtigen unvermerkt mit mancherlei Fehlern an,
2. sie können unsrer ganzen sittlichen Bildung eine verkehrte Richtung geben,
3. sie werden leicht eine Veranlassung zur Ueppigkeit.

II. Regeln, welche aus dieser Würdigung für unser Verhalten fließen. Wir sollen

A. was die Theilnahme an großen Gesellschaften betrifft, mit Sanftmuth und Liebe einander beurtheilen,

B. beim Genuß des gesellschaftlichen Vergnügens unsre Aufmerksamkeit auf uns selbst verdoppeln,

C. die Theilnahme an großen Gesellschaften zur Erreichung wichtiger Absichten brauchen lernen.

Schluß. Großen Gesellschaften sich häufig hingeben, wird immer gefährlich seyn, weil man dadurch die Liebe zur Einsamkeit und zum Nachdenken über sich selbst leicht verliert.

Aufgabe.

Gottes Wege sind nicht unsre Wege.

Einleitung. Die Einsicht des Menschen ist in vielen Dingen ganz unzulänglich, besonders wenn es auf die Beurtheilung der Wege Gottes ankommt.

Satz. Ueber das Verhalten bei der scheinbaren Ungerechtigkeit Gottes in Belohnung der menschlichen Verdienste auf Erden.

I. Worin zeigt sich diese scheinbare Ungerechtigkeit? Darin
1. daß auf eine Menge guter Handlungen gar keine,
2. auf eine Menge andrer eine zu geringe,
3. wiederum auf andre eine zu große

} Belohnung folgt.

II. Wie müssen wir uns dabei verhalten?
1. Wir müssen mit Vorsicht urtheilen lernen, und nie vergessen,
   a. daß wir das wahre Verdienst der Menschen nicht gehörig schätzen,
   b. das, was für Jeden Belohnung ist, nicht richtig empfinden,
   c. nicht behaupten können, daß hier schon die rechte Zeit der Vergeltung sei.
2. Wir müssen mit Unterwerfung handeln lernen, und zwar
   a. daran arbeiten, uns von Neid rein zu erhalten,

b. uns dadurch nicht abhalten lassen, unermüdet Gutes zu wirken,

c. unsern Blick auf Jenseits richten, wo Jedem Gerechtigkeit widerfahren wird.

Schluß. So muß denn auch das, was uns in unsrer Frömmigkeit irre zu machen droht, sie vielmehr befestigen und befördern.

Aufgabe.

Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen.

Bürger.

Einleitung. Die Vorstellung von dem guten und bösen Genius oder Engel eines jeden Menschen läßt sich auf die doppelte, zum Guten und Bösen hingeneigte, innere Natur des Menschen beziehen. Diese fängt schon früh an sich zu zeigen; aber es giebt gewisse Umstände und Lagen, in welchen sie vorzüglich thätig ist, und wo es besonders darauf ankommt, welcher von beiden der Mensch folgt.

Satz. Der Mensch am Scheidewege zwischen Tugend und Laster.

I. Zeitpunkt dieses Scheidewegs.

1. Bei'm Austritt aus dem Jugendalter in das männliche Alter. Schilderung der Jugendjahre als schuldlos.

2. Auch in dem übrigen Leben,

a. beim Drang der eigenen Sinnlichkeit und Leidenschaft,

b. bei dem Einflusse Andrer auf uns,

α. absichtlich durch Verführung,

β. unabsichtlich durch Beispiel.

II. Verhaltungsregeln,

1. vor dem gefährlichen Zeitpunkt,

a. Beherrschung unsrer Sinnlichkeit,

b. Vermeidung der Gelegenheiten,

2. während des gefährlichen Zeitpunkts,

a. Besonnenheit und Ernst,

b. Frömmigkeit, insbesondre das Andenken an fromme und tugendhafte Menschen.

Schluß. Das Leben des Menschen ist ein fortgesetzter sittlicher Kampf; man muß sich daher nie zu sicher dünken.

Aufgabe.

Prüfet Alles, und das Beste behaltet.

Einleitung. Es ist nicht bloß anziehend und unterhaltend, auf die Sitten und Gemütsart derer, mit welchen wir in Verbindung stehen, zu achten, sondern es kann auch sehr heilsame Folgen haben. Aber nicht bloß Einzelnen sollen wir diese Aufmerksamkeit schenken, sondern auch dem größeren Ganzen, wovon wir einen Theil ausmachen.

Satz. Von der weisen Aufmerksamkeit auf den Geist des Zeitalters. Sie muß wirken

I. auf unser Urtheil.

A. Dies wird unrichtig werden

1. durch Partheilichkeit,

a. im Loben,

b. im Tadeln,

2. durch übertriebene Strenge, wenn wir urtheilen

a. ohne Rücksicht auf die menschliche Natur,

b. bloß nach unsrer eignen Art zu denken und zu empfinden.

B. Dieß wird richtig ausfallen, wenn wir es auf geprüfte Erfahrungen und Kenntnisse gründen
   1. von unsern Zeitgenossen,
   2. von den Veränderungen unsers ganzen Geschlechts,

II. auf unser Verhalten. Wir werden dann
   A. nie verzagen,
   B. unserm Zeitalter ein Muster von Frömmigkeit und Tugend in unsrer eignen Person zu geben suchen,
   C. an der Beförderung alles Guten nach Kraft und Gelegenheit arbeiten.

Schluß. Die Aufmerksamkeit auf Andre muß stets mit Aufmerksamkeit auf uns selbst verbunden seyn.

Aufgabe.

Eine Schale des Harms, eine der Freuden wog Gott dem Menschengeschlecht.

Hölty.

Einleitung. In dem Leben eines jeden Menschen kommen zwar Zeitabschnitte vor, in welchen die Freude allein herrscht oder doch vorherrscht, und eben so die Traurigkeit; aber ein völlig gleicher Zustand in unsern Gefühlen wird immer nur kurze Zeit dauern.

Satz. Vom Wechsel der Traurigkeit und Freude.

I. Bemerkungen hierüber,
   1. über den Gegenstand dieses Wechsels. Er betrifft
      a. bald niedere und sinnliche,
      b. bald höhere und sittliche Güter und Uebel.
   2. Ueber die Beschaffenheit desselben. Er ist
      a. gewöhnlich immerwährend,
      b. zuweilen sehr unerwartet und erschütternd.

3. Ueber die Ursachen. Sie sind
   a. außer uns,
   b. in uns.

II. Anwendung, zu unsrer
   1. Selbsterkenntniß,
   2. Besserung, zur Uebung in der
      a. Selbstbeherrschung, und
      b. Pflichttreue,
   3. Beruhigung.
      a. Die Unvermeidlichkeit des Wechsels macht uns gelaßner,
      b. die Veränderlichkeit desselben getroster.

Schluß. Die Richtigkeit der Bemerkungen läßt sich nicht verkennen, aber, wie die Leiden, soll auch dieser Wechsel keinen ungünstigen, sondern vielmehr einen günstigen Einfluß auf unsre Sittlichkeit und Frömmigkeit ausüben.

Aufgabe.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

Schiller.

Einleitung. Unter gewissen Umständen erscheint uns das Leben oft in einem zu günstigen Lichte.

Satz. Das irdische Leben ist eine Folge von Entsagungen.

I. Wahrheit dieses Satzes. Wir müssen uns nur erinnern
   1. an die Ordnung der Natur,
   2. an den Ungestüm der Leidenschaften,
   3. an die Strenge der Pflicht,
      a. Aufopferung von Vortheilen,
      b. Trennung von Freunden,
      c. Uebernahme von Leiden, wohl selbst des Todes,
   4. an die Bedürfnisse der sittlichen Welt.

II. Wichtigkeit. Bei dieser Ansicht

1. verschwinden alle Täuschungen, welche uns die wahre Beschaffenheit des irdischen Lebens verbergen,
2. wird es uns klar, daß wir uns hier im Stande der Erziehung befinden,
3. können wir nicht zweifeln, daß Selbstbeherrschung die vorzüglichste Eigenschaft ist, nach der wir streben sollen,
4. werden wir an unsre Bestimmung für ein beßres Leben erinnert.

Schluß. Diese Ansicht soll uns keineswegs traurig und schwermüthig machen, wohl aber zur richtigen Schätzung des irdischen Lebens beitragen.

Aufgabe.

Die großen Lehrer werden nicht studirt, Die Bibel nicht.

Dante.

Einleitung. Das Lesen macht jetzt fast in allen Ständen einen großen Theil der Unterhaltung aus; Ein Buch ist aber davon meistens ausgeschlossen, weil es sich weniger zur Unterhaltung als zur Belehrung eignet, nämlich die Bibel. Aber auch die, welche sie lesen, thun dies häufig nicht auf eine zweckmäßige Weise.

Satz. Ueber das zweckmäßige Lesen der heiligen Schrift.

I. Erläuterung des zweckmäßigen Lesens. Zweckmäßig ist nur:

1. ein fleißiges,
2. ein bedächtiges,
3. ein ehrfurchtvolles,
4. ein mit Anwendung verknüpftes Lesen.

II. Ermunterungsgründe zu einem solchen Lesen.

1. Das Beispiel aller Frommen,

2. unser Religionsbekenntniß,
3. unsre sittlichen Bedürfnisse,
4. der daraus entspringende Genuß.

Schluß. Je mehr wir die Bibel auf die rechte Weise lesen, desto mehr zieht sie uns an, desto heilsamer wirkt ein solches Lesen auf unser Leben ein.

Aufgabe.

Fromm seyn und beten ist eigentlich eins und dasselbe.

Schleiermacher.

Einleitung. Man muß von der Wichtigkeit und dem Nutzen des Gebets überzeugt sein. Dies ist das erste Erforderniß des Gebets; aber man muß auch auf die rechte Art beten, nicht mit bloßen Formeln, sondern aus dem Herzen.

Satz. Anweisung, aus dem Herzen beten zu lernen.

I. Allgemeine Anweisung.

1. Man muß über Religion und Seelenheil nachdenken.
2. Man muß die einzelnen Arten und Stücke des Gebets kennen. Das Gebet ist
   a. Lobpreisung Gottes,
   b. Danksagung,
   c. eigentliche Bitte. Dabei ist zu bedenken
      α. das Bedürfniß,
      β. die Bedingungen. Diese sind
         aa. Kenntniß unser selbst, im Allgemeinen,
         bb. besonders Kenntniß unsrer wahren Bedürfnisse.
   d. Fürbitte.

II. Besondre Anweisung. Man muß beten

1. nicht ohne Vorbereitung,
2. nicht zu lange,

3. nicht grade mit künstlichen, sehr gewählten Worten,
4. nicht bloß still, sondern auch mit ausgesprochenen Worten und lauter Stimme,
5. nicht grade mit Scheu vor bekannten Ausdrücken und Formeln, aber nicht ängstlich darnach suchend, sich nicht darauf beschränkend,
6. nicht durchaus zu bestimmten, festgesetzten Zeiten, sondern wenn man den Drang dazu fühlt.

Schluß. Der Gedanke an Gott muß uns nie ferne sein. Alle Gedanken und Entschlüsse mit Gott in Verbindung setzen, in Leid und Freude seiner gedenken, ist ein Beten ohne Unterlaß.

Aufgabe.

Auf's Leben sei, nicht auf den Tod bedacht.

Witthof.

Einleitung. Das Leben zu hassen und den Tod zu wünschen ist eben so unnatürlich als sündlich, und es kann dies nur in der Schwermut und Verzweiflung stattfinden. Im gesunden Zustande des Körpers und der Seele wird man das Leben lieben und den Tod fürchten. Das Erstere ist nicht zu tadeln, die Todesfurcht aber muß man zu verbannen suchen.

Satz. Man muß das Leben lieben und den Tod nicht fürchten.

I. Man muß das Leben lieben, wegen der Pflichten, welche man hat, nämlich

1. zu lernen,
2. besser zu werden,
3. sich nützlich zu machen,
4. Gott zu ehren.

II. Man muß den Tod nicht fürchten, wegen der Hoffnungen und Ueberzeugungen, welche man hat, nämlich,

1. daß die Schrecken des Todes so groß nicht sind als sie scheinen,
2. daß die Zurückbleibenden unter Gottes väterlicher Obhut bleiben,
3. daß man durch den Tod zur Unsterblichkeit, und
4. zu einem glücklichern Zustande übergeht.

Schluß. Todesfurcht schwächt die Gesundheit; Unerschrockenheit vor dem Tode und Vertrauen auf Gott wird zur Erhaltung unsers Lebens beitragen.

Aufgabe.

Auf Gut und Übel halte dich gefaßt!

Milton.

Einleitung. Es ist schon schwer, in der Gegenwart immer besonnen und gefaßt zu bleiben, noch schwieriger ist dieß, wenn man einer gefährlichen Zukunft entgegen geht. Die Zukunft kann aber auch dem Glücklichen Verderben bringen.

Satz. **Ueber die Fassung, mit der wir der Zukunft entgegen gehen sollen.** Zu dieser Fassung gehört

I. überlegender Ernst, der sich zeigt

1. durch die Aufmerksamkeit auf die Enthüllungen der Zukunft,
2. durch Vorsicht in der Beurtheilung derselben.

II. getroster Muth, der sich

1. auf das Bewußtsein unsrer hohen Bestimmung,
2. auf die Gnade Gottes gründet.

III. feste Entschlossenheit,

1. der Pflicht unter allen Umständen treu, und
2. in ihrem Dienste unermüdet thätig zu bleiben.

IV. herzliche Liebe,
1. in unsern nächsten Verbindungen,
2. gegen das Vaterland.

Schluß. Wer jeden Augenblick auf eine nützliche und edle Weise auszufüllen sucht, der bereitet sich am sichersten auf die Zukunft vor.

Aufgabe.

Über Reisen kein Vergnügen.

Tieck.

Einleitung. Das Reisen kann freilich schädlich werden, wenn man die Gesundheit dabei nicht in Acht nimmt, wenn man Vermögen und Geschäfte dabei nicht berücksichtiget, wenn man bloß dem Vergnügen dabei nachgeht. Aber es kann auch sehr viele Vortheile gewähren.

Satz. Empfehlung des Reisens, besonders längerer Reisen in entfernte Gegenden und fremde Länder.

I. Reisen verschaffen uns viel Vergnügen.
1. Das Reisen ist an sich schon ein Vergnügen, wenn es nicht zu anstrengend ist, sei es nun zu Fuß, oder zu Pferde, oder zu Wagen und zu Schiffe. Denn
   a. der Körper wird gestärkt,
   b. der Geist findet Vergnügen an der Abwechselung der Gegenstände und Personen.
2. das Vergnügen erhöht sich durch die zufälligen Ereignisse oder sogenannten Abenteuer.

II. Sie verschaffen uns Nutzen.
1. Sie bilden uns äußerlich durch den Umgang mit den verschiedensten Personen.

2. Sie verschaffen uns geistigen Nutzen,
   a. sie vermehren unsre Kenntnisse,
      aa. sowohl durch Umgang,
      bb. als auch durch die Ansicht von Gegenständen
         α. der Natur,
         β. der Kunst,
   b. sie gründen und befestigen unsern Charakter,
      aa. sowohl für die gewöhnlichen Fälle des Lebens, sie geben uns sittliche Kraft,
      bb. als auch für ungewöhnliche Fälle, sie geben uns Geistesgegenwart.

Schluß. Die Jünglingszeit ist in mehrfacher Hinsicht zum Reisen besonders geeignet, und es sollte daher niemand die Gelegenheit versäumen, wenn sie sich in dieser Lebensperiode darbietet.

Aufgabe.

Süßer Wehmut Gefährtin, Erinn'rung.

Salis.

Einleitung. Der Mensch beschäftigt sich gern mit der Zukunft; dieß ist sehr natürlich und auch nicht zu tadeln, wenn es mit der gehörigen Mäßigung geschieht. Eben so häufig ist aber auch die Erinnerung an die Vergangenheit.

Satz. Von der Erinnerung an unsre früherverlebten Jahre.

I. Wann kann die Erinnerung schädlich werden?
   1. in Rücksicht der Zeit,
      a. wenn man zu häufig und zu lange, oder
      b. wenn man sich zur Unzeit ihr überläßt;
   2. in Rücksicht der Gegenstände,
      a. wenn wir nur an die Leiden denken,

b. wenn die Erinnerung an ehemalige Freuden und Genüsse uns gleichgültig gegen die Gegenwart und deren Freuden macht.

II. Wann ist die Erinnerung heilsam?

1. Wenn wir sie zu unsrer Erheiterung anwenden,

a. in Rücksicht der ausgestandenen Leiden;

aa. weil sie vorüber sind,
bb. weil das Gefühl, sie standhaft ertragen zu haben, Mut für künftige Leiden gibt.

b. In Rücksicht der genossenen Freuden, weil

aa. die Erinnerung an Freuden an sich etwas Angenehmes ist,

bb. das Angenehme dieser Erinnerung bedeutend erhöht wird, wenn wir nur reine Freuden und diese mit Maaß genossen;

2. Wenn wir sie zu unserm Nutzen anwenden,

a. zu unserm eigenen,
aa. zu unsrer sittlichen Erhebung überhaupt,
bb. zur Demut und zum Vertrauen auf Gott,

b. zum Nutzen Andrer,

aa. indem wir ihnen nnsre Erfahrungen mittheilen,
bb. indem unser ganzes Leben ihnen ein Beweis unsrer nützlichen Erinnerung an die Vergangenheit ist, insbesondre unsre Behandlung der Kinder und jüngeren Leute.

Schluß. Wir müssen die Erinnerung an frühere Fehler und Vergehungen, die in dem Entwurf nicht besonders erwähnt ist, nicht vermeiden, sondern sie uns zu thätiger Reue, zur Besserung dienen lassen.

Aufgabe.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton.

Klopstock.

Einleitung. Keiner ist wohl gleichgültig gegen Lob, Ehre und Ruhm, manche sind aber besonders reizbar dafür und streben darnach. Dies Bestreben bedarf aber einer sorgfältigen Leitung.

Satz. Was hat man bei dem Bestreben nach Lob, Ehre und Ruhm zu beobachten?

I. Es muß auf die rechten Gegenstände gerichtet seyn.

1. Man muß nicht Lob und Ehre durch Verdienste suchen, die man gar nicht oder doch nur schwer sich erwerben kann.
2. Es muß nicht auf unnütze oder gar schädliche Dinge gerichtet sein,
3. sondern nur auf gute. Man muß daher nur das Lob der Guten suchen.

II. Es muß Maaß beobachtet werden. Man hat sich also zu hüten,

1. daß dies Streben nicht zur Leidenschaft, zur Ehr- und Ruhmsucht werde,
2. daß man irgend eine Pflicht gegen Andre dabei verletze.

III. Das eigne gute Bewußtsein muß uns höher stehen. Wenn wir nicht geehrt werden, oder weniger, als wir erwarteten, so darf uns dieß nicht niederschlagen und beunruhigen.

Schluß. Wohlgeleitet ist der Ehrtrieb sehr wohlthätig für den Menschen; Ehre und Ruhm erweitern den Wirkungskreis.

Aufgabe.

Rächet euch selber nicht!

Paulus an die Römer.

Einleitung. Das Gefühl der Gerechtigkeit liegt der Rache zum Grunde. Auch soll eine Vergeltung sein, nur darf sie der Beleidigte sich nicht selbst nehmen.

Satz. Warum darf man sich nicht selbst rächen?

I. Des Beleidigers wegen.

1. Wir sollen unserm Nächsten nicht schaden, nach dem Ausspruch: Thut wohl denen die euch beleidigen! Wir schaden ihnen aber durch Rache, bestehe diese, entweder
   a. in üblen Nachreden und Verläumdungen, oder
   b. in Thätlichkeiten.
2. Wir sollen unsern Nächsten bessern. Dieß geschieht aber durch die Rache nicht.
   a. Er wird dann sein Unrecht nicht einsehen,
   b. er wird sich zu neuen Beleidigungen berechtigt glauben.

II. Unsrer selbst wegen.

1. Wir setzen uns neuen Beleidigungen aus.
2. Wir nähren schmerzhafte, beunruhigende, unedle Empfindungen und Begierden.
3. Wir verderben uns viele Freuden.
   a. Die Seele des Rachsüchtigen ist an und für sich nicht heiter, und
   b. sie ist auch unempfänglich für dargebotene Freuden,
   c. Andre ziehen sich von uns zurück.
4. Wir sind in Gefahr, in mehrere andre Fehler zu verfallen, und böse Thaten zu begehen,
   a. uns Heuchelei zu erlauben,
   b. Andre als Mittel zu unsern rachsüchtigen Zwecken zu gebrauchen,
   c. wohl gar uns zu Mordthaten hinreißen zu lassen.

5. Wir handeln gegen die offenbaren Aussprüche der heiligen Schrift, und verdienen daher nicht den Namen von Christen.

Schluß. Jede Unterdrückung des Rachgefühls gewährt uns dagegen alle entgegengesetzten Vortheile, sie bessert und gewinnt den Beleidiger, sie beruhigt und veredelt uns selbst.

Aufgabe.

Die Zeit.

Einleitung. Das Leben des Menschen ist überhaupt kurz, der Tod macht aber auch oft schon dem jugendlichen Leben ein Ende. Daher muß uns die Zeit werth seyn.

Satz. Ueber den Werth der Zeit. Sie ist uns werth

I. Wegen ihrer Eigenschaften.

A. Sie ist kurz und flüchtig.

1. Beweis.

a. Wenige erreichen ein hohes Alter.

b. Auch von der längsten Lebenszeit ist viel abzuziehen:

α. die Kindheit ist ein traumähnlicher Zustand,

β. Irrthum und Ungewißheit über die Anwendung der Zeit rauben einen Theil derselben; desgleichen

γ. der Schlaf, sowie

δ. Krankheit und andre Störungen.

2. Merkmale.

a. der Pulsschlag.

b. Sonne und Mond, Tag und Nacht,

c. Festtage, Wochen, Monate, Jahre,

d. die künstlichen Zeitmesser, Uhren.

B. Sie ist unwiederbringlich. Geld und Gut, Gesundheit, jeder andre Besitz ist wiederzugewinnen, nur die Zeit nicht.

a. Die Zeit, in welcher wir etwas Versäumtes nachholen, verlieren wir an die Vergangenheit;

b. in vielen Fällen ist es aber gar nicht möglich, etwas Versäumtes nachzuholen, weil die Gelegenheit, die sich damals darbot, nicht wiederkehrt.

II. Wegen ihrer Folgen, hinsichtlich

A. dieses Lebens. Die Zeit gereicht uns

1. zum Heil, oder

2. zum Unheil, je nachdem wir sie anwenden,

B. der Ewigkeit, weil wir dort erndten, was wir hier säeten.

Schluß. Wer die Zeit bisher nicht geschätzt oder verschwendet hat, der sei von nun an desto sorgfältiger in der Anwendung derselben. Alle bessern Menschen erkannten den Werth der Zeit lebendig und thätig.

Aufgabe.

Vergleichung des Lebens.

Einleitung. Es bieten sich viele Vergleichungen für das Leben dar. Häufig ist es mit einer Reise, und die Menschen mit Pilgern verglichen.

Satz. Vergleichung des Lebens mit einem Gastmahl und der Menschen mit den dazu geladenen Gästen.

I. Das Leben ein Gastmahl. Punkte der Vergleichung sind

1. der Reichthum oder die Fülle des Genusses. Es ist im Leben gesorgt

a. für das leibliche Bedürfniß,

α. durch die Einrichtung der Natur,

β. durch die übrigen Menschen, für das Kind zuerst durch Mutter und Vater.

b. für das geistige Bedürfniß,
  α. durch die Schönheit der Natur,
  β. durch Wissenschaft und Kunst,
  γ. durch die Religion,

c. für Beides durch die besondern göttlichen Fügungen im Leben jedes Menschen.

2. Die Absicht bei dem Genusse des Lebensgastmahls.
  a. Es soll uns nicht bloß erhalten,
  b. sondern auch erfreuen,
  c. uns vorbereiten zu einer höhern Bestimmung.

II. Die Menschen sind Gäste oder Theilnehmer an diesem Gastmahle. Wir sehen dabei

1. auf ihr Betragen. Die Gäste sind
  a. entweder wohlgesinnt, ordnungsliebend,
  b. oder leichtsinnig und trotzig.

2. auf ihr Schicksal,
  a. durch ihr Zuthun,
    α. einige genießen das Leben mit Maaß,
    β. andre unmäßig,
  b. ohne ihr Zuthun,
    α. einige sitzen lange an der Tafel des Lebens,
    β. andre werden bald abgerufen.

Schluß. Einige Folgerungen aus dieser Darstellung mit Bezug auf weise Theilnahme am Gastmahle des Lebens.

Aufgabe.

Die Trennung.

Einleitung. Das Scheiden eines Freundes, eines liebenden Verwandten von dem andern, gehört immer zu den rührendsten Auftritten des Lebens, um so mehr, je inniger ihr Bund, je edler die Zwecke ihrer Verbin-

dung waren. Beim Abschied pflegen die Scheidenden dann noch gegenseitig ihre Wünsche auszusprechen.

Satz. Worte des Nachrufs an einen Scheidenden.

I. Reise glücklich! Diesen Wunsch dringt uns ab

1. das Gefühl der menschlichen Schwäche und des menschlichen Bedürfnisses;
   a. das ganze Leben ist ein Kampf, in dem wir unsre körperliche und geistige Schwäche fühlen,
   b. daher bedarf er der Hülfe Andrer,
   c. beides, Schwäche und Bedürfniß findet aber am meisten auf Reisen Statt,
      α. der Gefahren sind mehrere,
      β. die bisherigen Freunde fehlen.
2. Die Hoffnung auf den Schutz einer höheren Macht.

II. Lebe wohl!

1. mit Rücksicht auf Gesundheit,
2. mit Rücksicht auf innres Wohlbefinden, das hauptsächlich abhängt
   a. von Liebe und Freundschaft,
   b. von einem angemeßnen Wirkungskreise,
   c. von Heiterkeit des Gemüts, Tugend und Frömmigkeit.

III. Gedenke unser im Besten!

1. Ueberhaupt der Zeit unsers Zusammenseins, besonders
2. unsers geistigen Verhältnisses, dessen, was wir einander durch Theilnahme, Gefälligkeit, Achtung und Liebe waren.

Schluß. Durch solche Wünsche zeigen wir unser Verlangen die geistige Verbindung fortzusetzen, und selbst die Trennung für uns fruchtbar und heilbringend zu machen.

Aufgabe.

Benehmen bei Gefahren.

Einleitung. Mut bedarf Jeder. In weiterer Bedeutung sind wir täglich und stündlich von Gefahren umringt. Bestimmte und drohende Gefahren sind seltener. Wie soll man sich gegen diese benehmen? Darf man ihnen immer ausweichen?

Satz. In welchen Fällen ist es Pflicht, sich Gefahren auszusetzen, und zu wagen?

I. Was darf man wagen oder der Gefahr aussetzen?

1. Niemals das Seelenheil, die Tugend. Daher muß man fliehen
   a. unsittliche Gesellschaften,
   b. unsittliche Bücher.

3. Jedes andre Lebensgut, Vermögen, Gesundheit, Ruhe Leben. Und zwar
   a. sowohl der Einzelne,
   b. als auch ein ganzes Volk.

II. Wofür ist es Pflicht zu wagen?

1. Nicht um Aufsehen zu machen,
2. sondern zur Vertheidigung wichtiger Güter,
   a. im beschränkteren Wirkungskreise der Familie und des Amtes,
   b. in dem weiteren als Staatsbürger, als Christ, als Mensch.

III. Mit welcher Stimmung des Gemüts darf man nur wagen?

1. Nicht mit Hinsicht auf eigene Kraft,
   a. nicht mit Uebermut und Trotz,
   b. nicht mit Verzweiflung,

2. sondern mit Hinsicht auf Gott, mit heiterem Vertrauen, mit Hoffnung auf dessen Hülfe.
   a. Alsdann wird uns die Rettung willkommen seyn,
   b. aber wir werden uns auch in das Verderben, in den Untergang ergeben.

Schluß. Am häufigsten zeigt sich diese Pflicht bei der Vertheidigung des Vaterlandes, aber sie ist eben so wichtig im Frieden bei dem Schutz des Guten, und bei dem Widerstande gegen das Böse.

Aufgabe.

Zerstreuung.

Einleitung. Man muß sich früh gewöhnen, bei dem, was man thut, mit ganzer Seele zu sein.

Satz. Ueber die Zerstreuung.

I. Arten der Zerstreuung. Es gibt
   1. eine leichtsinnige,
   2. eine Genuß suchende,
   3. eine geschäftige,
   4. eine auf Betäubung abzielende.

II. Schädliche Wirkungen. Der Zerstreute kann nicht
   1. seine Kräfte gehörig gebrauchen,
   2. seine Würde behaupten,
   3. sein Dasein genießen,
   4. eine frohe Zukunft erwarten.

III. Verwahrungsmittel.
   1. Unpartheisches Besinnen,
   2. fester Entschluß zur Thätigkeit,
   3. Gebrauch der besondern Gelegenheiten und Ermunterungen, sich zu sammeln,
   4. öftere Erinnerung an das Ende des Lebens.

Schluß. Selbst die Zerstreuung, um den Geist von Schmerz und Leiden abzuziehen, ist selten zu empfehlen.

Aufgabe.

Unzufriedenheit.

Einleitung. Unzufriedenheit mit dem Schicksale, mit der äußern Lage, ist sehr gewöhnlich, aber stets zu tadeln, weil sie uns am Genuß und in unsrer Wirksamkeit hindert. Es gibt aber eine andre in gewissen Fällen sehr löbliche Unzufriedenheit.

Satz. Ueber vernünftige Unzufriedenheit mit sich selbst.

I. Begriff.

1. Falsch ist sie, wenn sie entsteht
   a. aus mürrischer Laune,
   b. aus verzagtem Mißtrauen auf eigene Kraft.
2. Vernünftig ist das Mißvergnügen über unsre Mängel, in Betreff
   a. des Wissens,
   b. der Tugend,
   c. der Verrichtungen.

II. Mittel, sie zu unterhalten.

1. Das Andenken an Vernunft und Religion,
2. das Streben nach Selbsterkenntniß durch Aufmerksamkeit auf uns selbst,
3. die Gewohnheit von dem Guten, was wir besitzen, das abzuziehen, was unser Verdienst nicht ist.

Schluß. Die vernünftige Unzufriedenheit wird uns zwar auch betrüben, aber doch nicht niederschlagen, sondern uns antreiben zu allem Guten.

Aufgabe.

Entschlüsse.

Einleitung. In manchen Fällen sind schnelle Entschlüsse langsamen vorzuziehen.

Satz. Ueber schnelle Entschlüsse.

I. Worauf hat man dabei zu sehen?

1. Auf ihre Natur,
2. ihren Gegenstand,
3. ihre Quellen. Diese sind
   a. rascher Leichtsinn,
   b. heftige Neigungen,
   c. die Vernunft selbst.

II. Wonach richtet sich ihr Werth?

1. Sie sind nicht zu billigen, wenn
   a. ihr Gegenstand unerlaubt,
   b. die Quelle tadelnswürdig,
   c. die Ausführung nachläßig ist.
2. Sie sind erlaubt und nothwendig,
   a. wenn ein reges Pflichtgefühl sie erzeugt,
   b. wenn wir dem Drang der Umstände nachgeben müssen,
   c. wenn wir sie mit edler Standhaftigkeit ausführen.

Schluß. Entschlüsse, insbesondre schnell gefaßte, dürfen nicht unabänderlich seyn.

Aufgabe.

Der Sturm.

Einleitung. Die Zustände der äußeren Natur können häufig zur Vergleichung dienen für die Verfassung und Stimmung der menschlichen Seele. Ein trüber, wol-

kenbedeckter Himmel ist das Bild menschlicher Betrübniß und Niedergeschlagenheit.

Satz. **Vergleichung des Sturms in der Natur mit dem Sturm in der Leidenschaft.**

I. Der Sturm in der Natur,

1. in Rücksicht seiner Kraft.
   a. Diese ist gewaltig und scheint oft regellos,
   b. aber sie folgt nur dem Gesetz und der Ordnung Gottes, sie wird von ihm gelenkt.
2. In Rücksicht seiner Wirkungen.
   a. Diese sind verderblich, zerstörend,
   b. aber sie sind auch wohlthätig und heilsam.

Der Sturm der Leidenschaft.

1. Bei Andern. Dieser ist weniger zu fürchten. Auch die Völkerstürme sind einer höhern Macht und Leitung unterthan.
2. Bei uns selbst. Diese sind zu fürchten. Daher
   a. müssen wir uns vor dem ersten Ausbruch hüten,
   b. den Sturm bald zu hemmen suchen, damit er nicht
      α. uns selbst,
      β. noch Andern verderblich werde.

Schluß. Die ursprüngliche angeborne Gemütsart erleichtert oder erschwert dem Kampf mit den Begierden und Leidenschaften, aber es ist keinem unmöglich, derselben Herr zu werden.

Aufgabe.

Die Sonnenfinsterniß.

Einleitung. Die Sonne ist ein Gegenstand der Bewunderung, ja bei einigen Völkern war sie sogar ein Gegenstand der Anbetung, theils wegen ihrer Pracht und

Herrlichkeit, theils und noch mehr wegen ihrer Kraft und Segensfülle. Daher ist eine Sonnenfinsterniß eine merkwürdige und anziehende Naturerscheinung.

Satz. Sittlichreligiöse Betrachtung der Sonnenfinsterniß.

I. Sie giebt uns Veranlassung, Aug' und Herz eine Zeit lang von der Erde zum Himmel zu erheben, und

1. die Pracht der Schöpfungen Gottes und seine Allmacht, aber auch

2. die Wunder der göttlichen Ordnung und Weisheit anzustaunen.

II. Sie giebt uns eine Andeutung, daß die Verfinsterung eines ganz andern Lichtes uns nicht bange machen dürfe, weil aus jedem Kampf zwischen Licht und Nacht das Licht als Sieger hervorgeht.

1. Verfinsterung des Geistes herrschte und herrscht noch
   a. ehemals durch das Heidenthum,
   b. aber auch jetzt noch unter den Christen; denn es giebt noch immer
      α. solche, die das Licht scheuen und hassen,
      β. solche, die an der Verfinsterung der Welt Freude haben,
      γ. solche, die der Verfinsterung das Wort reden, als ob durch die Aufklärung
         aa. die Menschen verderbt,
         bb. die Reiche der Welt erschüttert,
         cc. die Kirche Christi untergraben würde.

2. Das Licht hat aber immer gesiegt und wird immer siegen.
   a. Es hat gesiegt durch die Gründung der christlichen Religion und Kirche.
   b. Es wird siegen durch die Kraft der Wahrheit, die in der christlichen Religion liegt und durch das dem menschlichen Geiste tief eingeprägte Bestreben nach Wahrheit.

III. Sie gibt uns die tröstende Beruhigung, daß auch die Verdunkelung des Lebens durch Mißgeschick und Trauer nur eine vorübergehende sein und sich in Licht verklären werde. Es bedarf dazu

1. des Glaubens,
2. des Mutes,
3. der Hoffnung.

Schluß. Die letzte Verfinsterung des Lebens ist der Tod, diese wird zwar hier nicht aufgehoben, aber sie verklärt sich im Sonnenlicht der Ewigkeit.

Aufgabe.

Die Jahresernte.

Einleitung. Gottes Allmacht und Liebe bewährt sich zwar in allen Erscheinungen der Natur, die letztere aber am augenscheinlichsten, sowohl für den Nachdenkenden als für den Gefühlvollen, durch die Ernte.

Satz. Die Jahresernte, eine Verherrlichung Gottes.

I. Sie ist ein Beweis der unbegreiflichen Macht Gottes.

1. Die vereinte Macht aller Mächtigen der Erde kann keinen Lichtstrahl, keinen Regentropfen schaffen.
2. Unbegreiflich ist die Macht, die sich in der Schöpfung durch den bloßen Willen der Gottheit zeigt, und durch die Urgesetze der Fruchtbarkeit der Natur.

II. Sie ist ein Beweis der unerforschlichen Weisheit Gottes,

1. Durch die Gesetzmäßigkeit der Natur zur Erhaltung der Geschöpfe.
   a. Für Jeglichen ist das Seine da.
   b. Fehlt es in der einen Gegend, so ist in der andern Ersatz.

2. Durch die Einrichtung, daß der Mensch für die Ernte durch Arbeitsamkeit, Fleiß und Anstrengung mitwirken muß.

III. Sie ist ein Beweis der überschwenglichsten Güte Gottes.

1. Sie erhält, ernährt, stärkt nicht bloß,
2. sondern sie erfreut und erquickt zugleich.

Schluß. Deshalb ist es so natürlich, daß wir für den Erntesegen nicht bloß Dank fühlen und Dank sagen, sondern unsern Dank auch in Thaten, in Wohlthätigkeit gegen Hülfsbedürftige darlegen.

Aufgabe.

Die Natur, unsre Trösterin.

Einleitung. Der Zuspruch guter Menschen, liebevoller Freunde ist gewiß in Leiden und Trübsalen höchst willkommen, und den besten Trost suchen wir gewiß in der Religion. Aber es giebt noch eine andere freundliche Trösterinn, und dies ist die Natur.

Satz. Der Besuch und Genuß der Natur ist allen gedrückten, bekümmerten und kleinmüthigen Herzen dringend zu empfehlen.

I. Die Natur beruhigt und erheitert

1. durch die Stille, in welche sie uns führt,
2. durch die reiche Schönheit und Milde, welche sie vor uns aufthut.

II. Sie tröstet und stärkt,

1. durch den Glauben an Gott, den Herrn der Natur,
2. an ihn als Herrn unsers Schicksals,
3. an ihn als Geber alles Seegens.

III. Sie erhebt Geist und Herz über alles Nichtige und Irdische zu der Ahnung einer höheren Bestimmung und unvergänglichen Herrlichkeit. Und zwar thut dies
  1. nicht bloß die äußere Schönheit der Natur,
  2. sondern noch mehr die allmächtige Kraft, die sich in der Natur offenbart.

Schluß. In diesen Gefühlen, welche die Natur erregt, verschwinden die Leiden dieser Welt, oder werden doch sehr verringert.

Aufgabe.

Wunder.

Einleitung. Die ganze Schöpfung ist ein Wunder, eine unbegreifliche Erscheinung, aber die Menschen verlangten nicht bloß ehemals besondre Wunder zur Stärkung ihres Glaubens, sondern auch in unsern Tagen ist die Wundersucht noch nicht verschwunden.

Satz. Die beschämte Wundersucht.

I. Sie erscheint in ihrer Thorheit.
  1. Sie lebt mitten in einer Welt voll Wunder. Wunderbar ist
    a. die äußere Welt
      α. die Sternenwelt,
      β. die Erde,
      γ. der Mensch,
        aa. daß er ist,
        bb. wie er ist.
        cc. was er ist.
    b. Die Weltordnung, das Reich der Vorsehung,
      α. die Schicksale der Völker,
      β. die Schicksale der Einzelnen.
  2. Die wundersüchtige Menge aber weiß es nicht und ist mit sehenden Augen blind;

a. denn sie achtet nicht darauf,
b. noch weniger forscht sie danach.

II. Sie erscheint in ihrer Strafbarkeit.

1. Sie kann die täglichen Wunder Gottes nicht läugnen.
   a. Sie staunt zwar auch wol und wundert sich,
   b. aber sie hat keinen Gewinn davon.

2. Sie will dennoch nicht glauben;
   a. denn sie will Wunder, die außer dem Gesetz, gegen die Natur, wider die Ordnung sind;
   b. aber selbst solche Wunder würden den Wundersüchtigen nicht zum Frieden dienen,
      α. ihre Wundersucht würde zunehmen,
      β. aber wahre Frömmigkeit, hoffendes Vertrauen auf Gott würde dabei nicht Statt finden.

Schluß. Gegen die Wundersucht schützen wir uns am besten durch eine fromme Betrachtung der Natur, sowie der Weltgeschichte und Erfahrung.

Aufgabe.

Friedfertigkeit.

Ist's möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.

Einleitung. Es ist sehr schwer, Frieden in eigner Brust zu haben, aber wir müssen nicht bloß nach diesem Gut streben, sondern auch nach dem zweiten, Frieden mit Andern zu haben.

Satz. Ueber die Gränzen der Friedfertigkeit.

I. Mit wem müssen wir Frieden haben? Mit allen Menschen, d. h. so weit wir sie kennen, und mit ihnen in Verbindung stehen.

1. Mit unsern Feinden, mit allen, die uns nicht wohlwollen.
   a. Woher kommt der Mangel an Wohlwollen?
      α. Bisweilen liegt er in einem natürlichen Mangel an Zuneigung;
      β. Oefter wird er durch Charakter und Verhältnisse hervorgebracht.
   b. Wie soll man gegen diese Friedfertigkeit beweisen?
      α. Durch Strenge gegen sich selbst,
      β. durch Milde gegen die Feinde,
         aa. im Urtheil über sie,
         bb. im Benehmen gegen sie, besonders durch Versöhnlichkeit.
2. Mit unsern Freunden,
   a. durch Offenheit bei eintretender Verstimmung,
   b. durch Schonung der Schwächen unsrer Freunde, soweit es nicht gegen höhere Pflichten streitet.

II. Mit wem sollen wir nicht Frieden halten? Mit den Bösen. Die Bösen oder vielmehr das Böse soll von den Guten bekämpft werden, und zwar

1. ohne Furcht, mit Vertrauen auf Gott, doch
2. mit Vorsicht. Daher
   a. sollen wir nicht ohne Noth unser irdisches Wohl in Gefahr setzen,
   b. wir sollen zugleich die Besserung des bösen Menschen im Auge haben.

Schluß. Sowie der eigne Friede in unsrer Brust uns zur Friedfertigkeit mit Andern geschickt macht, so wird auch diese auf jenen wohlthätig zurückwirken.

Aufgabe.

Der Tod.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben. Gellert.

Einleitung. Obgleich der Tod das gewisseste von allen irdischen Schicksalen ist, so scheuen doch Viele den Gedanken an ihn, und versäumen es, sich auf ihn vorzubereiten.

Satz. Wie können wir uns auf den Tod vorbereiten?

I. Durch ein schuldloses Leben.

1. Schwierigkeit eines schuldlosen Lebens, wegen
   a. eigner Sinnlichkeit,
   b. Verführung von Andern.
2. Hülfsmittel.
   a. Gewissen,
   b. Vernunft,
   c. Religion.
3. Antriebe.
   a. Liebe und Achtung von Andern,
   b. Wohlgefallen bei Gott,
   c. Ruhe und Zufriedenheit,
      a. im Leben,
      b. im Tode.

II. Durch die Ueberzeugung von der Nichtigkeit alles irdischen Glückes. Dazu gehört

1. richtige Schätzung der Erdengüter,
2. frühe Gewöhnung an Mäßigkeit und Einfachheit.

III. Durch den Glauben an Unsterblichkeit des Geistes.

1. Diese läßt sich nicht strenge beweisen, sondern
2. sie muß geglaubt werden. Wir glauben den Menschen, sollten wir nicht Gott glauben, der sie verheißen hat?

Schluß. Durch diese Vorbereitung auf den Tod wird der reine Genuß des irdischen Lebens keineswegs geschmälert, sondern erhöht.

Aufgabe.
Das reifere Lebensalter.

Einleitung. Man preist die Kindheit wegen Unschuld, Fröhlichkeit und Sorglosigkeit und wünscht sich dieselbe wol zurück. Aber man schreibt ihr ein Glück zu, das sie größtentheils gar nicht besitzt, denn es besteht in dunkeln Gefühlen. Christus ruft uns nicht zu: Werdet Kinder! sondern: Werdet wie die Kinder! Das Glück des Jünglings und der Jungfrau besteht mehr in Hoffnung und Verlangen als in Besitz.

Satz. Ueber die Vorzüge des reiferen Lebensalters. Diese sind

I. Selbstbewußtsein. Vergleichung der Lebensalter.

1. Im Kindheitsalter steht der Mensch dem Thiere näher. Sehr allmälig entwickelt und stärkt sich Körper und Geist, besonders
   a. die Fertigkeit der Rede,
   b. Verstand und Vernunft.
2. Im Jünglingsalter ist der Mensch im Kampf
   a. mit den Entschlüssen für die Zukunft,
   b. mit den eigenen Begierden und Leidenschaften.
3. Erst das Mannesalter macht die Menschen selbstständig,
   a. im Allgemeinen,
      aa. durch die Wahl der Lebensart,
      bb. durch sittliche Erfahrung,
   b. im Besondern,
      aa. durch geistige Ausbildung,
      bb. durch sittliche Selbstkenntniß.

II. Willenskraft.

1. Die Jugend ist weniger sittlich frei, und wird durch Andre bestimmt.
2. Das gereiftere Alter hat größere Willenskraft, zwar auch zum Bösen, doch ist diese Beharrlichkeit nur Ausnahme, hauptsächlich doch zum Guten. Bei erwachter sittlicher Freiheit läßt sich eigentlich erst von Tugend sprechen.

a. Viele Tugenden des reiferen Alters, z. B. die häuslichen, werden zwar wenig bekannt.

b. Viele edle Männer und Frauen nennt aber auch die Geschichte.

III. Wirksamkeit

1. des Mannes, besonders die amtliche und diese hängt ab
   a. von den mehr innerlichen Eigenschaften, der Gewissenhaftigkeit, Besonnenheit, Treue,
   b. von den äußerlichen, Genauigkeit, Fleiß, Ordnung,

2. des weiblichen Geschlechts durch
   a. Erhaltung des Hauswesens,
   b. Erziehung der Kinder,
   c. Einfluß auf den Mann.

IV. Freudigkeit.

1. Die der Jugend ist lebhafter, aber mehr sinnlich und nicht dauerhaft,

2. die des reiferen Alters ist gemäßigter, aber dauerhafter. Sie hängt ab

   a. von der Arbeitsamkeit.
      aa. Die Arbeit selbst macht Vergnügen,
      bb. aber sie hat auch Lohn,
         α. in der öffentlichen Ehre,
         β. im Selbstgefühle.
   b. vom häuslichen Glücke. Daher ist diese Freudigkeit mehr ein Zustand, als etwas Einzelnes und Zufälliges.

Schluß. Das Greisenalter hat bei allen Unannehmlichkeiten dadurch den höchsten Vorzug, daß der Mensch alsdann der Verjüngung nahe steht und zur Ruhe und Gottergebenheit gelangt ist.

Aufgabe.

Wissenschaft.

Einleitung. Jede Trennung von Personen, die sich achten und lieben, ist schmerzhaft, und weniger fast die, welche der Tod verursacht als die zwischen Lebenden; denn die Freundschaft derer, welche weit getrennt werden, schwächt sich allmälig, da der Berührungspunkte weniger werden, besonders im jugendlichen Lebensalter, weniger in reiferen Jahren, besonders bei wissenschaftlichen Männern.

Satz. Die Wissenschaft als geistiges Band ihrer Verehrer.

I. Erklärung. Wissenschaft ist hier im weitern Sinne zu nehmen, und schließt Kunst und jede geistige Beschäftigung in sich.

II. Darstellung der Verbindung,

1. Reinheit der Verbindung.
   a. persönliche Bekanntschaft ist oft störend,
      aa. durch Gestalt,
      bb. Besonderheiten des Aeußerlichen in Sitte, Manier, Sprache,
      cc. Umgebung.
   b. Die geistige Verbindung ist reiner.
      aa. Sie hängt von nichts Aeußerem ab,
      bb. sie ist lebhafter und dauerhafter,
         α. durch den Stoff der Mittheilung,
         β. durch edlere Darstellung des Stoffes,
         γ. durch gemeinsamen Forschungstrieb und Wetteifer.
2. Art der Verbindung.
   a. durch Briefe,
   b. durch Druckschriften.
3. Mitglieder der Verbindung,

a. Lebende mit Lebenden,
   aa. Bekannte,
   bb. Unbekannte.

b. Lebende mit Todten,
   aa. durch Studium der Schriften der Letztern,
   bb. durch Begeisterung für die Letzteren.

Schluß. Solche geistige Verbindungen knüpfen besonders Lehrer mit ihren Schülern.

Aufgabe.

Kunst.

Einleitung. Die Kunst ist nie in den deutschen Schulen einheimisch gewesen; ehemals nur Verskunst und Gesang.

Satz. Ueber den Standpunkt der Kunst im Alterthum, im Mittel-Alter und in der neuern Zeit.

I. Bei den Griechen war die Kunst vorherrschend.

1. Ursachen.
   a. Klima,
   b. Schönheit des Landes,
   c. Körperliche Schönheit der Griechen,
   d. Geistige Beschaffenheit, Heiterkeit, Einbildungskraft.

2. Beschaffenheit der Kunst. Sie war
   a. gestaltend, plastisch, daher vorzüglich Bildnerei, nächstdem Baukunst. Auch ihre Poesie hat diesen Charakter. Malerei und Musik standen bei ihnen zurück.
   b. sinnlich, irdisch, ihrer Religionslehre gemäß. Daher versank das Volk in Schlaffheit, Knechtschaft, Sittenlosigkeit.

II. Im Mittelalter erhielt die Kunst einen neuen Charakter durch das Christenthum, den romantischen. Sie ward

1. sittlichreligiös,
2. geistig und innig. Daher war Musik und Gesang vorherrschend, nächstdem Malerei, Baukunst, Bildhauerei und Poesie.
3. Sie ward verunreinigt durch Aufnahme und Nachahmung der griechischen Kunst, besonders in der Poesie, seit der Reformation.
4. Sie ward fast verdrängt durch die Kunstforschung, und den Forschungstrieb überhaupt.

III. In der neuern Zeit.

1. Der Zwiespalt vermöge der Kritik herrscht noch, doch wird auf wissenschaftlichem Wege eine Erhebung der Kunst vorbereitet.
2. Diese Erhebung zeigt sich bereits,
   a. in der richtigen Auffassung und Nachahmung des griechischen Geistes, der Einfachheit, Klarheit, Bestimmtheit,
   b. in der Rückkehr zur Eigenthümlichkeit, besonders zum Vaterländischen, zur Romantik, die sich äußert in Innerlichkeit, Idealität, und Christlichkeit,
      aa. selbst in der Bildhauerei und Baukunst,
      bb. in der Malerei, besonders der Landschaftsmalerei,
      cc. in der Poesie, besonders in der lyrischen,
      dd. vorzüglich in der Musik.

Schluß. Auch in den Schulen gewinnt jetzt die Kunst mehr Raum durch Unterricht im Gesang und Zeichnen, und durch Erklärung der Dichter, der alten und und neuen, besonders der vaterländischen.

Aufgabe.

Ideale.

Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.

Schiller.

Einleitung. Die Jugend blickt mit lebhaften Wünschen und Hoffnungen aber auch mit Mangel an Einsicht und Besonnenheit in das Leben und macht sich übertriebene Vorstellungen von der Wirklichkeit.

Satz. Ueber falsche und wahre Ideale oder Bilder der Einbildungskraft.

I. Falsche Ideale, deren Verwirklichung nicht von dem Menschen abhängt.

1. Erklärung. Die Verwirklichung ist nicht möglich oder doch zweifelhaft, wenn sich die Vorstellungen beziehen
   a. auf das Körperliche; die ursprüngliche Bildung des Körpers hängt nicht vom Menschen ab, und ist nie vollkommen schön, oder doch der Vergänglichkeit sehr unterworfen.
   b. So ist es auch mit den Gaben des Geistes. Wir können sie nur bilden.
   c. Die Güter des Glücks hängen sehr vom Zufall ab.
   d. Die höhern, sittlichen Güter, Ehre, Achtung und Liebe folgen allerdings häufig dem Verdienste, dem ernsten Streben, doch nicht immer.
2. Warnung. Man darf nach Wohlstand, Bildung, Ehre, Achtung, Liebe streben, aber man darf nicht bestimmt hoffen, diese Güter zu erwerben.

II. Wahre Ideale, deren Verwirklichung von uns abhängt. Dieß sind die der Kunst und Wissenschaft, der Tugend und Frömmigkeit.

1. Nach diesen sollen wir streben, denn schon das Streben ist beseligend.

2. Wir werden sie dann auch, so weit es Menschen möglich ist, erreichen, indem wir freilich unsre geistigen Kräfte dabei berücksichtigen müssen, und daher
   a. entweder sie selbst hervorbringend,
   b. oder doch die von Andern verwirklichten genießend.

Schluß. Es erreicht zwar auch bei diesem Streben nach den wahren Idealen Niemand ganz das Ziel, aber der Schmerz darüber ist ein edler, er verbittert den Genuß des Erdenlebens nicht, er erinnert nur an die Unvollkommenheit der menschlichen Kraft.

Aufgabe.

Deutsche Sprache.

Den Gedanken, die Empfindung treffend, und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel.

Klopstock.

Einleitung. Die Fertigkeit im Gebrauche der Sprache ist bei den Deutschen noch nicht so allgemein und hat noch nicht den Grad erreicht, wie dies bei einigen andern Völkern der Fall ist, z. B. bei den Franzosen und Engländern, dies liegt zum Theil in der Sprache selbst.

Satz. Ueber einige eigenthümlichen Charakterzüge der deutschen Sprache. Diese sind hauptsächlich von zwei Gemütseigenthümlichkeiten des deutschen Volkes abzuleiten, von der Freiheitsliebe und Empfindungsfülle.

I. Hinsichtlich der Sprachlehre hat die deutsche Sprache eine gewisse Unbestimmtheit und Unbeschränktheit.

1. Erklärung.
   a. Zum Theil selbst in der Beugung,
   b. noch mehr in der Wortfügung.

2. Beurtheilung dieser Eigenschaft.
   a. Dieß ist theils ein Uebel, veranlaßt Undeutlichkeit,
   b. theils und mehr ein Vortheil, besonders für den Redner und Dichter.

3. Wünsche.
   a. Die Prosa möge bestimmter werden,
   b. der Poesie möglichst viele Freiheit verbleiben.

II. Hinsichtlich des Klanges steht die deutsche Sprache den meisten andern Sprachen nach.

1. Früher war dies nicht der Fall.
2. Die Klanglosigkeit hat mit der Bildung zugenommen. Dieß liegt
   a. theils in der Wissenschaftlichkeit, Verständigkeit, in dem Hang zur Philosophie und Beschaulichkeit,
   b. theils in dem Vorherrschen der sächsischen Mundart als Schriftsprache.

III. Hinsichtlich des Sprachschatzes hat die deutsche Sprache Reichthum und Bildsamkeit.

1. Tadelhaft ist die Aufnahme vieler ausländischen Wörter.
2. Die deutsche Sprache ist durch Reichthum und Bildsamkeit besonders geschickt, fremde Werke zu übersetzen.
3. Sie ist dadurch für die Poesie besonders geeignet, zumal für die lyrische Poesie.
   a. Alle unsere poetischen Werke haben einen lyrischen Karakter.
   b. Die lyrische Poesie ist daher bei uns am reichsten, besonders die geistliche Liederpoesie.

Schluß. Die Vorzüge der deutschen Sprache zeigen sich am deutlichsten in der Lutherischen Bibelübersetzung.

Aufgabe.

Vom Werthe des öffentlichen Gottesdienstes.

Einleitung. Unterschied des öffentlichen Gottesdienstes und der stillen Andacht. Beide sind sehr zweckmäßig. Viele sehen den öffentlichen Gottesdienst für überflüssig an; aber beide müssen verbunden werden. Der öffentliche Gottesdienst ohne innre wahre Religiosität ist freilich bloßer Schein, und Gott nicht wohlgefällig, aber dem wahrhaft Frommen muß auch der öffentliche Gottesdienst wichtig sein.

Satz. Vom Werthe des öffentlichen Gottesdienstes.

I. Er dient zur Belehrung,
- a. für die Unwissenden, die
  - aa. nur in der Jugend einigen Unterricht empfangen haben,
  - bb. in spätern Jahren ohne den öffentlichen Gottesdienst vieles wieder vergessen oder mißverstehen würden.
- b. für die Gebildeteren,
  - aa. da auch diese häufig die Erkenntniß der Religion vernachläßigen,
  - bb. oder auf Irrwegen gehen.
    1. entweder diese Belehrungen für überflüssig halten,
    2. oder sich falsche Vorstellungen machen,
       - α. entweder durch schlechten Umgang,
       - β. oder durch schlechte Schriften verführt.

II. Er dient zur Ermunterung im Guten,
- a. zur Prüfung unsers vergangnen Lebens, und daher
  - aa. zur Bereuung unsrer Fehler,
  - bb. zur Anerkennung und bescheidnen Schätzung des wirklichen Guten und der von uns im Guten gemachten Fortschritte,
- b. zur Vorbereitung auf die Zukunft und Fassung neuer guter Entschlüsse,

aa. zum Vertrauen auf Gott,

bb. zur Bekämpfung unsrer Leidenschaften,

cc. zum uneigennützigen Betragen gegen unsre Mitmenschen. — Alles dieß kann zwar auch in der Stille geschehen, aber Ort, Gesang und Predigt führen uns darauf und zwingen uns fast dazu.

III. Er dient auch zur Belebung und Erhöhung unsrer religiösen Gefühle, die von der religiösen Erkenntniß zu unterscheiden sind, und zwar

a. durch die äußere Umgebung,

aa. durch die Kirche selbst,

1. durch die erhabnere Bauart,
2. durch den Gedanken, daß dieser Raum der Gottesverehrung geweiht sei,

bb. durch den Gesang,

cc. durch den Anblick einer andächtigen feierlichen Versammlung,

b. durch den Redner,

aa. durch seine äußere Darstellung,

bb. durch seinen Vortrag.

Schluß. Das eigene stille Nachdenken oder der Anblick der schönen Natur belebt die Gefühle nicht in diesem Grade.

Aufgabe.

Bestreitung einiger Vorurtheile gegen das Christenthum.

Einleitung. Vorurtheile waren zu allen Zeiten fruchtbare Quellen des Unglaubens, denn Vorurtheile sind Urtheile aus gewissen äußerlichen Umständen und zufälligen Wirkungen über ihre eigentliche Natur. Aus Vorurtheilen waren die Zeitgenossen und Landsleute

Christi gegen ihn. Aus ähnlichen Vorurtheilen sind noch jetzt viele gegen das Christenthum.

Satz. Wie oben. Diese Vorurtheile sind

I. Die vorgeblichen oder wirklichen Schwierigkeiten, die in der christlichen Lehre und dem Vortrage der heiligen Bücher gefunden werden.

1. das Christenthum enthält unbegreifliche Lehrsätze; aber unsre Erkenntniß, selbst von den gewöhnlichsten Dingen ist ja unvollkommen. In der natürlichen Religion gibt es gleichfalls Schwierigkeiten.
2. An den dunkeln Stellen in der Bibel ist das Alterthum und die Sprache derselben, die damalige Sitte nnd Lebensart Schuld. Das Meiste verstehen wir doch, wenn wir die Bibel mit Verstand und Andacht lesen, und das Moralischpraktische absondern von Nebendingen.

II. Mangel einer allgemeinen Offenbarung und Bekanntmamachung desselben. Warum ist das Christenthum nicht allgemein geworden?

1. Wir dürfen Gott nicht zu beurtheilen und ihm Regeln zu geben uns erdreisten.
2. Es ist eben so unvernünftig als undankbar, ein Geschenk deßwegen nicht anzunehmen, weil es nicht allgemein ist.
3. Gott fordert nicht von allen Menschen gleiche Kenntniß.

III. Mannichfaltige Sekten und Parteien der Christen.

1. Die Verschiedenheit der Meinungen von einer Sache ist kein Grund sie zu verwerfen. Auch die unläugbarsten Lehren der Vernunft sind bestritten.
2. die christlichen Religionsparteien weichen nicht so sehr von einander ab wie die philosophischen; in den Hauptsätzen kommen sie überein.
3. Nicht das Christenthum, sondern der Mangel des christlichen Sinnes hat die meisten Streitigkeiten veranlaßt.

IV. Kriege und Verfolgungen sind durch das Christenthum veranlaßt. Aber

1. das Christenthum predigt Frieden und Sanftmut. Das Beste ist dem Mißbrauch unterworfen. Christus und seine Apostel, auch die ersten Christen waren friedfertig.
2. Die meisten Kriege entsprangen aus ganz andern Quellen, und die Religion war nur Vorwand.
3. Die ungerechtesten christlichen Kriege sind doch weniger grausam und verderblich gewesen als die unter den Heiden.

V. Geringer Einfluß auf die Gesinnungen und Handlungen seiner Bekenner. Dieser schändet die falschen Bekenner. Oder ist die christliche Religion nicht die heiligste? Wollen wir ungereimte Erwartungen von ihrer Kraft haben? Doch wirkte das Christenthum in den ersten Jahrhunderten sehr sittlich. Das bezeugen nicht bloß christliche sondern auch heidnische Schriftsteller. Die Sitten der Christen haben aber auch jetzt noch Vorzüge.

Schluß Was man auch gegen das Christenthum einwenden möge, es betrifft nur Nebendinge. Die christliche Sittenlehre ist über allen Tadel erhaben, oder die dagegen gemachten Einwendungen noch leichter zu widerlegen.

Aufgabe.

Bestreitung einiger Vorurtheile gegen die christliche Sittenlehre.

Einleitung. Der Verstand des Menschen ist unerschöpflich an Einwendungen und an Entschuldigungen, um seine Irrthümer und Verschuldungen zu vertheidigen. So die Verächter der Religion. Sie suchen das Ansehen derselben wenigstens zu schwächen, und haben nicht Lust zu genauer Untersuchung.

Satz. Wie oben. Diese Vorurtheile sind

I. Die christliche Sittenlehre enthalte nichts anderes als die der Vernunft; es bedürfe also der Offenbarung nicht.

1. Alle Vorschriften des Evangeliums sind vernünftig, aber es ist ein Unterschied zwischen der Vernunft ohne Christenthum, und der Vernunft mit demselben. Wir werden früh im Christenthum unterrichtet und lernen daher viel richtiger in der Sittenlehre denken; aber dieß können wir nicht unserm Scharfsinne zuschreiben.

2. Die Sittenlehre der Alten war weit unvollkommner.
   a. Sie ward bloß als Wissenschaft der Weisen betrachtet, sie erhielt nicht gesetzliches Ansehen.
   b. Die wichtige Lehre von der Unsterblichkeit fehlte dort entweder ganz oder hatte schwache Stützen.
   c. Die heidnische Religion war der Moral mehr schädlich als nützlich.
   d. Sie war theils zu streng, theils zu nachsichtig.

3. Die christliche Moral ersetzt alle diese Mängel. Sie hat Vollständigkeit, Richtigkeit, Klarheit, Einfalt, Ansehen, Kraft und Leben.

II. Sie sei zu strenge und die Ausübung derselben unmöglich.

1. Sie schont freilich keines Lasters. Dieser Einwurf trifft übrigens die Sittenlehre der Vernunft größtentheils auch. Die Heiligkeit und Reinigkeit der christlichen Sittenlehre befestigt aber ihr Ansehen. Ohne diese Eigenschaften wäre sie nicht göttlich.

2. Dennoch sind ihre Vorschriften nicht zu strenge, und sind auch in Ausübung gebracht, z. B. von den Märtyrern. Für sie zu leiden und zu sterben, dazu gehört freilich Geistesstärke, aber kein Opfer ist zu groß für die Wahrheit.

3. Es ist weder innre noch äußre Unmöglichkeit vorhanden, die Vorschriften des Evangeliums zu befolgen. Sie widersprechen sich nicht, sie sind alle natürliche und

nothwendige Folgen der Liebe gegen Gott und den Nächsten.

4. Ihre Beweggründe sind mannigfaltig, rührend und stark. Gott selbst will uns beistehen.

5. Sie verheißt uns die höchste Glückseligkeit für die treue Befolgung ihrer Vorschriften.

III. Sie drücke den Geist nieder, mache ihn verzagt.

1. Furchtsam macht ein unruhiges Gewissen, Begierden, Mangel an Trost und an Mut in Leiden und Gefahren, natürlicher Hang zur Schwermut.

2. Diese Ursachen räumt die christliche Sittenlehre hinweg. Sie predigt die Tugenden der Demut, Sanftmut, Versöhnlichkeit, diese schwächen aber den Mut nicht, sondern stärken ihn.

Schluß. Die christliche Sittenlehre ist unantastbar, es kommt nur darauf an, daß wir ihre Vorschriften befolgen.

Aufgabe.

Das Leben und Ende des Trägen.

Der Faule stirbt über seinen Wünschen, denn seine Hände wollen nichts thun.

Einleitung. Vergleichung des bösen und des trägen Menschen. Beiden fehlt es an lebendigem Willen zum Guten. Der erstere stiftet mehr Böses, aber man kann ihn bisweilen zum Werkzeug des Guten machen. Der träge hat oft ein gutes Herz, aber er thut nichts Gutes und setzt der Vermehrung und Ausbreitung des Guten sogar einen starken Widerstand entgegen.

Satz. Wie oben.

I. Wie ergeht es ihm in Absicht seines irdischen Wohlbefindens?

1. Bei seinem Bestreben nach Vergnügen.

a. Er kann nur an rohen sinnlichen Vergnügungen Antheil nehmen;

b. An den edleren Vergnügungen nicht. Dazu bedarf er das, was er nicht Lust hat sich zu erwerben,

α. Verfeinerung der Sinne,
β. Bildung des Geschmacks,
γ. einen Schatz von Gedanken,
δ. eine Mannigfaltigkeit von Beziehungen,
ε. eine eigne Ansicht der Welt und der Dinge.

2. Bei seinem Bestreben nach Wohlstand.

a. Beschaffenheit seines Bestrebens.

α. Er sucht sich Reichthum durch Zufall,
β. oder auf unsittliche Weise durch Heuchelei und Betrug zu verschaffen.

b. Folge dieses Bestrebens. Auf so erworbenem Gute ruht kein Seegen.

3. Bei seinem Bestreben nach Achtung unter den Menschen.

a. Beschaffenheit des Bestrebens.

α. Es ist kein sittliches, indem er nicht
aa. Andre belehrt,
bb. oder ihnen Rath gibt,
cc. oder ihnen beisteht.

β. Es ist ein unsittliches
aa. durch Heuchelei,
bb. durch Schmeichelei.

b. Folgen dieses Bestrebens.

α. Es ist schädlich für die ganze menschliche Gesellschaft,
aa. die Fortschritte im menschlichen Wissen und Leben werden gehemmt,
bb. der Kampf des Lichts und der Finsterniß erschwert,

cc. das Reich der Vorurtheile und des Aberglaubens geschützt und verlängert.

β. Er selbst macht sich häufig lächerlich und verächtlich.

II. Wie weit kommt er in dem, was zu unsrer höhern Bestimmung gehört?

1. Er kann sich keine Kenntnisse erwerben.
   a. Es fehlt ihm an der rechten Absicht,
   b. er beschönigt seine Trägheit mit Mangel an Gelegenheit.

2. Er kann böse Gewohnheiten nicht vertilgen. Es fehlt ihm
   a. an Aufmerksamkeit und Wachsamkeit,
   b. an der Ausführung seiner Entschlüsse.

3. Er kann keine guten Handlungen verrichten, höchstens die der Wohlthätigkeit, wenn er reich ist; diese ist aber bei ihm werthlos; denn
   a. er theilt nicht mit Umsicht und Ueberlegung aus, und stiftet daher oft Schaden, statt Nutzen,
   b. er erwirbt sich dadurch weder wahren Dank, noch ein wohlthuendes Selbstgefühl.

Schluß. So wird der Träge sich selbst und der Welt zur Last. Die Welt verliert an ihm nichts, er wird des Lebens überdrüssig und wünscht sich den Tod. Indeß einige von den angegebenen Zügen theilen alle Menschen. Daher ist der Kampf gegen die Trägheit ein immerwährender.

Aufgabe.

Der Mann mit fröhlichem Sinne.

Einleitung. Frohsinn und Heiterkeit erwecken, gleich einem schönen Gesichte, Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Satz. Der Mann mit fröhlichem Sinne.

I. Sittengemälde eines solchen Menschen und zwar eines einzelnen bestimmten.

A. Im Allgemeinen.

1. Geistige und sittliche Eigenschaften. Er hatte
   a. einen gesunden graden Verstand,
   b. ein reines unverdorbenes Herz,
   c. einen gebildeten Geist,
   d. Charakterkraft.

2. Inneres Glück, nämlich Unabhängigkeit von äußern Umständen,
   a. vom Orte,
   b. von Glücksgütern,
   c. vom Rang,
   d. von Lustbarkeiten,
   e. von Mißgeschicken.

   Er war gesichert
   α. durch seinen Frohsinn.
      αα. Größere Leiden wurden dadurch gemildert,
      ββ. kleinere trübten ihn gar nicht;
   β. durch seine Gottergebenheit und sein Gottvertrauen bei seinem Ernst und tiefen Gefühle;
   γ. durch seine sittliche Verfassung.
      αα. Sitten im Allgemeinen,
      ββ. Arbeitsamkeit,
      γγ. Häuslichkeit,
      δδ. Sparsamkeit,
      εε. Menschenliebe.

B. Im Besondern.

1. Sein Leben überhaupt.
   a. Sein Genuß der Natur und seine Freude an ihr in allen Jahreszeiten.
   b. Seine Wirksamkeit,
      α. in seinem Hause,
      β. im weiteren Kreise,
         αα. durch seine Theilnahme,
         ββ. durch Rath und thätige Hülfe,

γγ. durch seine Freude über alles Gute, das Andern widerfuhr.

c. Sein Betragen in Leiden,
 α. bei dem Verlust von äußern Gütern,
 β. bei dem Verlust von geliebten Personen,
  αα. von Freunden,
  ββ. von Kindern,
  γγ. von seiner Gattin.

2. Sein Greisesalter und sein Tod.
 a. Freude an der Welt bis zu seinem Scheiden.
 b. Schneller, sanfter Tod.
 c. Rührende Feier seiner Beerdigung.

II. Bild der Erziehung zu einem fröhlichen Sinne.

A. Heiterkeit der Eltern, insbesondre der Mutter, dieß hatte Einfluß auf ihn,
 1. schon vor seiner Geburt,
 2. und vornämlich während seiner ersten Jahre.

B. Theilnahme derselben, besonders des Vaters an seinen kindlichen Beschäftigungen, an seinen Spielen.
 1. Gründe.
  a. Die Kindheit ist Vorbereitung zum Leben,
  b. die Kindheit ist auch an sich schon Leben, und zwar
   α. ein unschuldiges,
   β. ein glückliches.
 2. Einfluß dieser Theilnahme
  a. auf die Erhaltung der Kindlichkeit und Innigkeit des Gefühls für Schönheit der Natur und Frohsinn;
  b. auf die ruhige Betrachtung der unvermeidlichen Uebel und Unbequemlichkeiten durch Verbindung derselben mit angenehmen Vorstellungen, um sich nicht ängstlich zu fürchten, z. B.
   α. vor unschädlichen aber ekelhaften Thieren,
   β. vor dem Gewitter,
   γ. vor dem Tode.

c. auf Arbeitsamkeit, als das beste Mittel eines heiteren Lebens, besonders
α. durch Genügsamkeit.
β. durch Gesundheit.

C. Bildung durch Religion als eine Führerin zur Freude,
1. durch die Ueberzeugung von Gottes Vaterliebe und Vorsehung,
2. durch die Betrachtung Christi als des reinsten Bildes von Gottes Größe, Würde, Weisheit und Liebe.
3. durch die Hoffnung der Unsterblichkeit.

Schluß. Eine solche Erziehung giebt jeder reinen Freude Raum, und Zuflucht gegen jeden Kummer.

Aufgabe.

Über die Erziehung zur Häuslichkeit.

Einleitung. Die irdische Erziehung des Menschen entsteht und gedeiht besonders durch das häusliche Leben, indem die Meisten den größten Theil des Tages im Hause zubringen oder doch den ruhigeren und freundlicheren Theil desselben. Unter Häuslichkeit versteht man den Geschmack an geräuschloser Thätigkeit und Freude, und die verständige Verwaltung und Erhaltung der äußeren Mittel zum Genusse, durch Fleiß, Sparsamkeit, Genügsamkeit. Die Häuslichkeit ist eine Hauptquelle der menschlichen Bildung und des Glückes.

Satz. Ueber die Erziehung zur Häuslichkeit.

Diese Darstellung wird nichts Neues enthalten; die meisten Väter und Mütter unter den Zuhörern werden nur ihr eigenes Verfahren darin erblicken.

I. Die Erziehung muß fern sein von Weichlichkeit und Ueppigkeit, sowohl bei dem Säugling als bei dem Knaben. Dieß muß geschehen

1. theils in Hinsicht des Kindes und Knabens als eines solchen. Man raubt oder schmälert ihm sonst seine eigenthümlichen und wahren Freuden.
2. Auch in Hinsicht der Zukunft des Kindes. Man muß ihm nicht zu viele Spielsachen geben, es nicht mit Vergnügungen überhäufen. Es lernt sonst viel haben, ohne etwas recht zu schätzen und zu lieben.

II. Die Erziehung muß die kindliche Unschuld erhalten,

1. den Sinn für reine, einfache Freuden,
2. insbesondre den Sinn für die Schönheit und den Genuß der Natur.

III. Die Erziehung muß Fleiß, verständige Erfahrung und Verwaltung des Eigenthums bezwecken.

1. Falsches Mittel: Bezahlung bestimmter Arbeiten, wodurch leicht Nachtheile entstehen,
   a. Geiz,
   b. herabwürdigende Ansicht von der Sorgfalt der Eltern, als sei diese bezahlbar.
2. Richtige Mittel.
   a. Das gute Beispiel der Eltern, das eben so wohlthätig ist, als das böse Beispiel schlimme Folgen hat. Der Geiz der Eltern erweckt leicht in den Kindern dasselbe Laster oder auch das entgegengesetzte, Verschwendung.
   b. Benutzung der sinnlichen und geistigen Triebe der Kinder, besonders
      α. des Sinnes für Selbstgenuß und Selbstherrschaft. Der Häusliche ist freier als der Ueppige; letzterer kann seine Wünsche oft nicht befriedigen;
      β. des Sinnes für Pflicht und Gerechtigkeit. Viele Verirrungen und innern Widersprüche gehen aus der Versäumung und Verletzung der Gerechtigkeit hervor, wozu Aufwand und Ueppigkeit Veranlassung geben;
      γ. des Sinnes für Liebe und Wohlthätigkeit, bei Armen, Kranken und Unglücklichen.

Schluß. Diese Mittel sind nicht schwer anzuwenden, und die Mühe der Anwendung belohnt sich schon im Voraus durch den Gedanken an die Folgen. Die Erziehung zur Häuslichkeit schafft höhere Wirksamkeit, Selbstzufriedenheit, Friede und Freude. Das Loos des Häuslichen ist einfach aber anziehend und glücklich; er genießt in jedem Augenblicke; daher stirbt er auch ohne Murren und wird noch lange nach seinem Tode geehrt und gesegnet.

Aufgabe.

Über die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Einleitung. Erinnerung an die freundliche Aufnahme der vorigen Rede veranlaßt den Redner zu der gegenwärtigen. Jedem edleren Menschen ist die Erziehung des Menschengeschlechts unbestreitbar. Das häusliche Leben ist in dieser Hinsicht besonders wichtig.

Satz. Ueber die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben. Diese wird bewirkt

I. Durch die Selbstschätzung. Jeder schätzt sich größtentheils nach dem, was er Andern gilt.

1. In seinem Hause wird jeder nur nicht ganz Unwürdige lieb und werth gehalten.
2. Dieß weckt das Bestreben sich selbst und Andern immer achtungswerther zu werden und daher Tugend zu üben und sich zu vervollkommnen.

II. Durch die Liebe zu Andern.

1. Anhänglichkeit an die Seinigen hat jedes Mitglied einer Familie. Schilderung
   a. einer Mutter am Bette ihres kranken Kindes,
   b. eines Vaters in seiner häuslichen Wirksamkeit,

α. seiner Arbeitsamkeit,

β. seiner Aufopferung von Bequemlichkeiten und Vergnügungen zum Wohl seiner Familie.

2. Diese uneigennützige Liebe hat allgemeine Menschenliebe leicht zur Folge.

III. Durch Uebung aller Kräfte zum Wirken für Andre.

1. In der häuslichen Thätigkeit, die, wie geringfügig sie auch bisweilen erscheint, doch oft viel Umsicht, Besonnenheit, Ordnung und Genauigkeit erfordert.

2. Bei den häuslichen Schicksalen,

a. den Leiden. Schilderung eines todtkranken Gatten und Hausvaters,

α. im Fall er stirbt,

β. im Fall er genest;

b. den Freuden, die dem Herzen ein volles Genüge geben so viel zur Bildung beitragen und noch spät in der Erinnerung wohlthätig wirken.

Schluß. Wenn wir einst das weitere Vaterhaus, die Erde, verlassen, werden wir uns am lebhaftesten und dankbarsten an die Ereignisse und den Seegen des häuslichen Lebens erinnern.

Aufgabe.

Über die Veredlung des häuslichen Lebens durch Weltbürgersinn.

Einleitung. Aus dem häuslichen Leben geht die menschliche Kraft hervor, um in den weiteren Kreisen der menschlichen Gesellschaft zu wirken. Häusliche und bürgerliche Thätigkeit müssen sich vereinigen und nach Einem Ziele hinarbeiten. Dieß ist nur möglich durch Weltbürgersinn, vermöge dessen der Mensch in seinem Sein und Thun immer zugleich die gemeinsame Würde, Bestimmung und Hoffnung der Menschheit erkennt, ehrt und zu befördern strebt.

Satz. Ueber die Veredlung des häuslichen Lebens durch Weltbürgersinn.

I. Was gewährt der Weltbürgersinn im häuslichen Leben für das häusliche Leben selbst?

1. Erscheinungen bei dem Mangel desselben.
   a. Die Gaben des häuslichen Lebens, für sich allein, füllen und sättigen Geist und Herz nicht.
   b. Die Beschränkung auf das häusliche Leben erzeugt leicht Engherzigkeit und selbstische Dürftigkeit,
      α. bei dem Jünglinge unruhiges Jagen nach Vergnügungen, Vergeudung von Zeit, Vermögen und Kraft;
      β. kaltes, herzloses Arbeiten des Mannes,
      γ. Verschlossenheit und Tadelsucht des Greises.

2. Wirkungen des Weltbürgersinnes.
   a. Fülle. Denn das häusliche Leben wird dadurch gewürzt, und zwar sowohl durch die Leiden als durch die Freuden, welche der Weltbürgersinn erzeugt.
   b. Bleibende Wichtigkeit, nämlich Trost in Leiden durch den Gedanken der Pflicht, Hochgefühl, Erhebung über das Schicksal.

II. Was gewährt er für die Menschheit?

1. Im Allgemeinen. Jeder wird dadurch, daß er sich selbst fühlt und schätzt, sein Dasein genießt, seinen Platz ausfüllt, über Leiden sich erhebt und im Dienste der Wahrheit und Tugend glücklich ist, auch das beste Werkzeug zur Beförderung des allgemeinen Besten sein.

2. In Rücksicht auf besondere Lagen.
   a. Auch in der Einsamkeit wird er für das Allgemeinwohl thätig sein durch Beispiel und Erziehung.
   b. Besonders durch Erziehung der Kinder.
      α. Die Eltern werden ihre Kinder nicht bloß als ihr Eigenthum, sondern als künftige Mitglieder der ganzen menschlichen Gesellschaft betrachten.

β. Die Mütter haben in dieser Hinsicht einen besonders wichtigen Beruf und großen Einfluß.

αα. Scheinbar zwar verschwindet derselbe; denn die Mutter selbst wird vielleicht bald vergessen.

ββ. Sie wirkt aber unendlich durch die für die Menschheit erzogenen Kinder.

Schluß. Wunsch, daß der Weltbürgersinn in allen Ständen einheimisch werden und zunehmen, alle Völker der Erde verknüpfen und in jedem Hause gepflegt werden möge.

Aufgabe.

Die Schule als Erziehungsanstalt.

Einleitung. Von der Erziehung des Menschengeschlechts hängt das Heil der Welt ab, sie heilt die Gebrechen der Gegenwart und bereitet eine bessere Zukunft vor. Erziehen soll deßwegen auch die Schule, die öffentliche Schule. Erziehung aber ist Bildung, und zwar nicht bloß äußre Bildung, Gewöhnung zum Anstande und zur Beobachtung der Formen des gesellschaftlichen Lebens, sondern innre, Bildung des Geistes und Herzens, des Charakters und Gefühls, Bildung des ganzen Menschen. Erziehen heißt also nicht bloß lehren, unterrichten, Kenntnisse mittheilen. Wie aber soll die Schule erziehen?

Satz. Wie oben. Die Schule erzieht

I. Durch Unterricht. Der Unterricht sei Erziehung, und er ist es

A. durch die Methode,

1. wenn er streng ist;

a. der Lehrer fordre von dem Schüler Fleiß und Anstrengung,

b. und zwar unausgesetzte und geordnete Anstrengung. Dadurch erzieht der Unterricht zur Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe.

2. wenn er gründlich ist. Dadurch erzieht er
   a. zur Verständigkeit und zur Klarheit der Einsicht,
   b. und beugt der Anmaßung und Selbstgenügsamkeit vor.

B. Durch die Gegenstände des Unterrichts.
   1. Der religiöse wirkt auf die Frömmigkeit,
   2. der geschichtliche und der mathematische wirkt sittlich,
   3. der Sprachunterricht, besonders die Erklärung der Musterwerke der Alten und neuern Völker bildet den Schönheitssinn,
   4. jeder Unterricht als ein Theil der Wissenschaft überhaupt knüpft den Geist an das Unendliche.

II. Durch die Schulzucht,

A. durch Gewöhnung.
   1. Worin besteht sie?
      a. Eben so sehr in Entwöhnung von schlechten,
      b. als in Gewöhnung zu guten Sitten.
   2. Wodurch wird sie hervorgebracht?
      a. Durch Ermahnung,
      b. durch Strafe,
      c. durch Belohnung, doch selten anzuwenden.

B. Durch Ausbildung der Sittlichkeit. Dieß geschieht
   1. theils durch den Lehrer,
   2. theils durch die Schüler selbst, durch den Wetteifer unter ihnen.

C. Durch das Beispiel des Lehrers, durch sein sittliches Leben, durch das öffentliche und häusliche, besonders auch durch die Behandlung der Schüler.

Schluß. Besonders muß die Schule die Herzensunschuld, die Scheu vor dem Unreinen zu erhalten, den Sinn und Eifer für Wissenschaft und Kunst,

sowie die wahre Frömmigkeit in dem Schüler zu erregen und zu befördern suchen. Alsdann ist die Schule im höchsten Sinne Erziehungsanstalt.

Aufgabe.

Von dem Ernst der Jugend, und von der Heiterkeit des Alters.

Einleitung. Im Allgemeinen ist die Jugend heiter, und das Alter ernst. Aber doch findet auch das Gegentheil Statt.

Satz. Wie oben.

I. Von dem Ernst der Jugend.

1. Bisweilen ist er eine Mitgift der Natur.
2. Bisweilen hat er in frühen Widerwärtigkeiten und Mißgeschicken seinen Grund, in
   a. Verlust von Verwandten und Freunden,
   b. Krankheiten,
   c. Gefahren,
   d. übler Behandlung,
   e. Theilnahme an fremdem Unglück.
3. Bisweilen bewirkt ihn die Ahnung der Zukunft.
   a. Der Gedanke an die künftige bürgerliche Bestimmung,
   b. wissenschaftlicher Trieb,
   c. religiöses Gefühl.

II. Von der Heiterkeit des Alters. Sie entspringt

1. bisweilen aus natürlicher Anlage, Frohsinn.
2. Bisweilen bleibt das Glück dem Menschen treu, oder verläßt ihn doch nur selten, nur auf kurze Zeit.
3. Vielen Bejahrteren macht ihr Amt, ihre Thätigkeit Freude.
4. Viele erheitert endlich die Aussicht auf jenseits.

Schluß. Am natürlichsten ist wohl eine Mischung von Ernst und Heiterkeit in jedem Lebensalter, doch so, daß die letztere in der Jugend, der erstere im Alter vorherrscht.

Aufgabe.

Beurtheilung der Spiele.

Einleitung. Was versteht man unter Spiel? Verschie-schiedenheit der Spiele.

Satz. Beurtheilung der Spiele.

I. Wann sind sie in Schutz zu nehmen?

1. Wenn gesellschaftlicher Zwang oder Wohlstand es gebietet,
2. wenn sie eine schlechtere Beschäftigung verhindern oder die Langeweile vertreiben,
3. wenn sie zur Erholung, zur Stärkung des Körpers dienen,
4. wenn dadurch zugleich eine nützliche Fertigkeit erworben wird.

II. Wann sind sie zu tadeln?

1. Wenn sie zeitraubend sind,
2. oder der Gesundheit nachtheilig,
   a. durch zu angestrengte Bewegung und zu großen Kraftaufwand,
   b. durch zu vieles Sitzen,
2. wenn sie unsrer Würde im Allgemeinen oder im Besondern nachtheilig sind,
4. wenn sie zur Leidenschaft werden,
5. wenn sie verboten sind, z. B. Hazardspiele.

Schluß. In dem Wechsel der Arbeit muß die Erholung hauptsächlich liegen, außerdem im freundschaftlichen und lehrreichen Gespräch, im Genuß der Natur und der Kunst.

Aufgabe.

Über den Krieg.

Einleitung. Entstehung der Kriege. Es sind von jeher Kriege gewesen; sie haben auch jetzt nicht aufgehört, und werden vielleicht nie aufhören.

Satz. Wie oben.

I. Sittliche Würdigung des Kriegs.

1. Er ist unsittlich,
   - a. wenn er ein erobernder ist,
   - b. wenn er mit Grausamkeit geführt wird,
2. Er ist sittlich,
   - a. wenn er zu eigner Vertheidigung, oder
   - b. wenn er zum Schutz unschuldig angegriffener Bundesgenossen geführt wird.

II. Wirkungen.

1. Wohlthätige.
   - a. Er weckt manche schlafenden Kräfte.
   - b. Er bringt Völker in nähere Berührung.
2. Nachtheilige, durch
   - a. Tödtung vieler Menschen,
   - b. Plünderung und Grausamkeit,
   - c. Störung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften,
   - d. Verwilderung der Menschen.

III. Nothwendigkeit des Kriegs,

1. wegen der Leidenschaftlichkeit Einzelner, besonders der Machthaber.

2. wegen der Schwäche der Staaten und Regierungen, aus
   a. Mangel an äußern Streitkräften,
   b. Mangel an Staatsklugheit und Weisheit.

Schluß. Der Krieg ist immer ein Uebel, und wenigstens gedenkbar ist die Verminderung und das endliche Aufhören.

Aufgabe.

Über die Einsamkeit.

Einleitung. Der Mensch ist zur Geselligkeit geschaffen; ohne sie fühlen wir die Leiden schmerzlicher und entbehren mancher Freuden, oder genießen sie nicht so innig. Aber bisweilen ist auch die Einsamkeit wohlthätig, welche wir jedoch vom Einsiedlerleben unterscheiden müssen, obgleich sie auch sehr schädlich werden kann.

Satz. Vom Schaden und Nutzen der Einsamkeit.

I. Vom Schaden.

1. Wenn wir sie aus tadelhaften Gründen suchen. Diese sind
   a. Menschenhaß, im Allgemeinen und Besondern.
   b. Unzufriedenheit mit unserm Schicksal und der göttlichen Vorsehung.
   c. Trägheit und Bequemlichkeit,
      α. um uns unsern Berufsgeschäften zu entziehen,
      β. um uns allen Zwanges der Gesellschaft zu überheben.
   d. Stolz und Gleichgültigkeit gegen geistige sittliche Bildung.

2. Wenn wir sie unrichtig gebrauchen.
   a. Wen wir unthätig darin sind, uns dem Müßiggang überlassen.

b. Wenn wir uns der Grillenfängerei hingeben.
c. Wenn wir darin unnützen und schädlichen Dingen nachhängen,

II. Vom Nutzen.

1. Wenn wir sie aus löblichen Gründen suchen, und zwar
   a. aus wirthschaftlichen Gründen,
      α. aus Sparsamkeit, weil wir nicht vermögend sind, die Ausgaben zu bestreiten, welche Umgang und Geselligkeit erfordern,
      β. aus Sorge für die Zukunft, um das Ersparte zurückzulegen,
      γ. weil wir den Ueberschuß zu nützlichern Ausgaben anwenden wollen.
   b. aus sittlichen Gründen,
      α. um uns vor Zerstreuung zu bewahren,
      β. um ungestörter denken und arbeiten, besonders
      γ. unsre Geschäfte schneller und besser verrichten zu können.
2. Wenn wir sie richtig gebrauchen,
   a. zur Verrichtung bestimmter Arbeiten,
   b. zu unsrer Vervollkommnung durch
      α. Vorbereitung auf künftige Geschäfte und Ereignisse,
      β. Selbstprüfung,
      γ. Andenken an Gott.

Schluß. Einsamkeit und Geselligkeit müssen sich verbinden.

Aufgabe.

Über den Reichthum.

Einleitung. Der Reichthum ist ein sehr zweideutiges Gut, es nützet und schadet.

Satz. Ueber die Gefahren und Vortheile des Reichthums.

I. Gefahren,

1. für den Besitzer.
   a. Er macht oft geizig,
   b. oder verschwenderisch,
   c. oder stolz und gefühllos.

2. für Andre.
   a. Der Geizige ist hartherzig.
   b. Der Geizige hemmt den Umlauf des Geldes.
   c. Das Beispiel des Verschwenderischen reißt Viele mit fort.

II. Vortheile,

1. für den Besitzer. Der Reichthum ist ein Mittel sich zu verschaffen
   a. viele Annehmlichkeiten des Lebens,
   b. Bildung,
   c. größere Unabhängigkeit,
      α. im Urtheilen,
      β. im Handeln.

2. für Andre,
   a. für Einzelne durch die Wohlthätigkeit der Reichen,
   b. für die Gesammtheit,
      α. durch Beförderung von Fleiß und Thätigkeit,
      β. durch Errichtung öffentlicher Anstalten.
      γ. durch Einfluß auf den Staat.

Schluß. Die edelsten Güter kann man freilich nicht durch Reichthum erwerben; auch bedarf es der Gesundheit und der Ehre, um des Reichthums froh zu werden.

Aufgabe.

Wichtigkeit des Studiums der lateinischen Sprache.

Einleitung. Das Sprachstudium ist überhaupt wichtig, denn es weckt und setzt alle Geisteskräfte in Bewegung,

nicht bloß den Verstand, die Urtheilskraft, den Scharfsinn, sondern auch das Gedächtniß und die Einbildungskraft.

Satz. **Wie oben.** — Die lateinische Sprache ist wichtig

I. Als Sprache der Römer, d. h. eines einflußreichen und großen Volkes. Man denke nur
 1. an die großen Charakterzüge dieses Volkes,
 2. an seine Herrschaft über den halben Erdkreis,
 3. an seinen Einfluß auf die Bildung des größten Theils von Europa, besonders
  a. durch den kirchlichen Gebrauch,
  b. durch das römische Recht.

II. Als geschriebene Sprache, oder wegen der in ihr abgefaßten Schriften, besonders
 1. der philosophischen,
 2. der rednerischen,
 3. der dichterischen,
 4. der geschichtlichen.

III. Als Sprache überhaupt, oder wegen ihrer besondern Eigenschaften,
 1. Kürze,
 2. Nachdruck,
 3. Wohllaut.

IV. Als noch nicht ganz erstorbene Sprache.
 1. Sie ist Mutter mehrerer neuern Sprachen,
 2. sie ist Sprache der gelehrten Welt,
 3. alle Wissenschaften und Künste haben aus ihr viele Ausdrücke aufgenommen.

Schluß. Bloß geschichtliche Kenntniß von den Römern und Uebersetzungen ihrer Schriften genügen nicht. Die Kenntniß der römischen Sprache und Schriften kann ein Gebildeter nicht wohl entbehren.

Aufgabe.

Über Zweck und Einrichtung der öffentlichen Schulprüfungen.

Einleitung. Der Nutzen öffentlicher Schulprüfungen ist von einigen Schulmännern bestritten worden; eben so verschieden sind die Ansichten über den Zweck derselben.

Satz. Wie oben.

I. Zweck. Sie sollen von dem Lehrgange und dem Erfolge desselben ein treues Bild geben,

1. zur Kunde für das Publikum,
2. zur Anfeuerung für die Schüler,
3. zur Genugthuung für die Lehrer.

II. Einrichtung.

1. In Hinsicht der Zeit.
   a. Wann sollen sie statt finden? Am Schlusse eines Hauptabschnitts,
      α. weil dann mehrere Schüler abgehen,
      β. oder versetzt werden,
      γ. oder neue hinzukommen,
      δ. weil alsdann Ferien zu sein pflegen.

   b. Wie lange soll die Prüfung dauern? Im Allgemeinen so, daß sich das Publikum über den Geist der Schule möglichst unterrichten kann. Es ist dabei zu berücksichtigen
      α. nicht bloß die Dauer der ganzen Prüfung,
      β. sondern die Dauer der Prüfung in den einzelnen Gegenständen.

2. In Hinsicht des Orts. Er sei
   a. anständig,
   b. geräumig,
   c. freundlich,
   d. keinen Störungen ausgesetzt.

3. In Hinsicht der Form der Prüfung ist erforderlich prunklose Feierlichkeit. Diese wird hervorgebracht
   a. durch Reinlichkeit und mögliche Auszierung des Prüfungssaales,
   b. durch anständige Kleidung der handelnden Personen,
   c. durch den Ernst der Lehrer und Schüler,
   d. durch gespannte Aufmerksamkeit eines zahlreichen Publikums,
   e. durch die ununterbrochene Anwesenheit aller Lehrer,
   f. durch den religiösen Sinn, welcher erweckt und erhalten wird,
      α. durch zweckmäßige Gesangstücke,
      β. durch Gebet zu Anfang und zum Schluß der Prüfung,
      γ. durch Prüfung auch in der Religion.
4. In Hinsicht der Wahl des Stoffes.
   a. Im Allgemeinen.
      α. Es werde kein Lehrgegenstand ganz übergangen, weil dieß Gleichgültigkeit gegen ihn zu beweisen scheint.
      β. Der wesentliche Gegenstand trete dem minder wesentlichen vor.
   b. Im Besondern.
      α. Die Wahl des besondern Abschnittes in dem Prüfungsgegenstand bleibe dem prüfenden Lehrer überlassen.
      β. Auch die Prüfung geschehe durch den Lehrer, welcher den Gegenstand in der Schule vorgetragen hat.
      γ. Doch könnte es auch wohl ein andrer sachkundiger, gewandter und wohlmeinender Mann thun.
5. In Hinsicht der Behandlung des Stoffs. Es wird erfordert
   a. Vielseitigkeit,
   b. Gründlichkeit,
   c. Möglichste Befolgung des gewöhnlichen Unterrichtsganges,
   d. Möglichst selbstthätige Beschäftigung aller Schüler,
      α. durch mündliche Antworten,
      β. auch wohl durch kurze schriftliche Arbeiten.

Schluß. Das Publikum muß selbst mitwirken durch zahlreichen Besuch der Prüfungen, durch Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Aufgabe.

Über die Wichtigkeit des Studiums der beiden alten Sprachen.

Einleitung. Die alten Sprachen sind theils über, theils unter ihrem Werthe geschätzt worden.

Satz. Wie oben.

I. Einwürfe.

1. Man studire lieber die Muttersprache.
   a. Das Studium und besonders die Vorliebe für fremde Sprachen kann allerdings übel einwirken;
   b. aber es kann auch sehr vortheilhaft einwirken, es muß nur anregen, und die Eigenthümlichkeit muß darüber nicht aufgeopfert werden.
2. Man studire lieber neuere Sprachen.
   a. Sie sollen auch nicht vernachläßigt werden,
   b. aber ihr Einfluß kann gleichfalls sehr ungünstig sein.

II. Werth der alten Sprachen.

1. Für Sprachgelehrte.
   a. Das Studium der neuern, besonders der süd- und westeuropäischen Sprachen wird dadurch begründet und erleichtert,
   b. die deutsche Sprache selbst wird aus dem Studium der alten Sprachen Vortheile ziehen.
2 Für alle Gelehrte, den Theologen, Rechtsgelehrten, Arzt, Philosophen, Dichter, weil sie alle aus Griechen und Römern schöpfen.

3. Für menschliche Bildung überhaupt. Dieß erhellt
   a. aus der geringeren Wichtigkeit der Völker vor den Griechen,
   b. aus der Eigenthümlichkeit der Griechen und Römer,
      α. aus der ästhetischen Bildung der Griechen,
      β. aus der Staats= und Rechtsverfassung und der Willenskraft der Römer. Deßhalb sichert das Studium der Griechen und Römer die neueren Völker
         aa. gegen Verirrung des Geschmacks,
         bb. gegen Verweichlichung der physischen und geistigen Kraft.

Schluß. Diesen Einfluß hat nicht bloß das Studium der Geschichte dieser Völker, sondern noch mehr das Studium ihrer Sprachen und der Geisteswerke derselben in diesen beiden Sprachen, nicht durch Uebersetzungen. Dieß Studium wird zwar stets ein Eigenthum der Gelehrten bleiben, aber durch diese kann und wird es auf die ganze Nation einwirken.

Aufgabe.

Rede auf Isaak Iselin, von Schlosser.

Einleitung. Der Auftrag zu dieser Rede ward dem Redner in der letzten Versammlung der helvetischen Gesellschaft gegeben, als einem Ausländer und deßwegen Unpartheischen. — Die Menschheit, das Vaterland und wir, seine Freunde, haben ihn verloren, ihn einen der Trefflichsten unter den Schweizern. — Erinnerung an seine Studien: Die Staatskunst, Rechtswissenschaft, Moral; und an seine Wirksamkeit. — Verhältniß des Redners zu dem Verstorbenen. Ersterer hat Letztern zu wenig persönlich gekannt; daher kann er ihn nur als Weisen und Lehrer seines Zeitalters schildern. Der Redner ward sein Schüler, er belehrte

sich durch seine Schriften; aber die Erfahrung des thätigen Lebens ward des Redners zweiter Lehrer. Daher verschiedene Ansicht: Iselin hielt die Welt für zu gut, der Redner sie vielleicht für zu schlecht.

I. Wie dachte Iselin?

1. Seine Grundsätze, besonders sein Hauptgrundsatz: der Mensch, weder der Einzelne, noch die bürgerliche Gesellschaft kann das Glück irgendwo finden, als auf dem Wege der Natur.

2. Beurtheilung dieses Grundsatzes.

   a. Er kannte die Menschheit nicht von der schlechten Seite.

      α. Er kannte nicht die Bande der Welt,

      β. noch die Feigherzigkeit des Zeitalters.

   b. Der Grundsatz war edel; Iselin lehrte Selbstverläugnung und schuf sich eine weise Regierung auf Sittlichkeit gegründet.

   c. Man achtete seine Lehre, aber starrte vor ihr zurück.

   d. Iselin suchte fälschlich die Ursachen des sittlichen Verfalls in der menschlichen Schwäche zu denken, nicht in der Schwäche zu handeln.

   e. Dieser Irrthum herrscht auch in den Bestrebungen

      α. Basedow's. Dieser sah den Mangel an Leben, Regsamkeit und Gefühl; er drang auf körperliche Bildung neben der geistigen; er wandte sich nicht an das Gedächtniß, sondern wollte durch Spiel, Erfahrung und Forschen erziehen. Iselin, wie so Viele, traten ihm bei; aber es fehlte an Lehrern dieser spartanischen Erziehung und dieses sokratischen Unterrichts. Der Plan war nicht ausführbar.

      β. Quesnoy's.

         αα. Schilderung der frühern Staatsverfassungen, besonders der Staats-Haushaltungen. Die Staatseinkünfte flossen aus dem wahren Eigenthum des Staats; der Adel und der freie Bürger leisteten nur Kriegsdienste. Daher Unordnungen und Strei-

tigkeiten. Beschwerlichkeit des Kriegsdienstes, stehende Heere, Unabhängigkeit und größerer Aufwand der Könige. Veräußerung des Eigenthums der Krone. Verlegenheit der Könige, ruhiges Leben der Unterthanen. Daher Abgaben, welche in Frankreich zunahmen mit der Unumschränktheit des Königs; in Deutschland waren die Regenten beschränkter.

ββ. Quesnoy's System: Freiheit des Gewerbes, Heiligkeit des Eigenthums; die Abgaben sollen bloß auf den Ueberschuß der Erdprodukte gelegt werden. Dieß System ließ sich nicht ausführen, so wenig wie Iselin's Philosophie.

f. An und für sich war jedoch diese Lehre liebenswürdig und trefflich.

II. Wie handelte Iselin?

1. Er lebte, wie er dachte.
2. Er war Vaterlandsfreund und Menschenfreund. — Ablehnung, ihn in seinen patriotischen Verhältnissen und im häuslichen Kreise zu schildern, sondern nur

a. als Schriftsteller,
b. als Mann im Amte,
c. als Stifter der helvetischen Gesellschaft, deren Trefflichkeit sich bewährt

α. in der Gegenwart,
β. vielleicht auch in der Zukunft,

αα. in auswärtigen Kriegen,
ββ. in bürgerlicher Zwietracht.

Schluß. Anrede an den verklärten Geist Iselins und an die Mitglieder der helvetischen Gesellschaft.

Gedächtnißrede auf Philipp Hackert,

gehalten in Prenzlau, seinem Geburtsorte.

Einleitung. Die Erinnerung an merkwürdige Männer ist angenehm und nützlich, um so mehr, wenn sie unsre Landsleute waren. Verhältniß des Redners, eines Schülers — zu der Stadt, der Lehranstalt und den Zuhörern. Rückblick auf die früheſten und früheren Zeiten Prenzlau's, deren ausgezeichnete Männer, theils uns weniger bekannt sind, theils auch wol wegen der Rohheit der Zeiten, in Künsten und Wissenschaften selten waren. Ein Künstler ist der Gegenstand der Rede. Entschuldigung des Redners, daß er aus Unbekanntschaft mit der Malerei ihn nach seinen Hauptverdiensten nicht hinlänglich würdigen könne. Er müsse sich begnügen, in ihm mehr im Allgemeinen den ausgezeichneten Mann anzuerkennen, und die edlen männlichen und menschlichen Eigenschaften desselben, vorzüglich seinen Mitschülern und sich selbst zur Nacheiferung vorzuhalten.

I. Sein Leben und seine Schicksale.

1. Geburt.
2. Bildung.
3. Reisen.
4. Gemälde.
5. Belohnungen und Ruhm.
6. Tod.

II. Sein Charakter.

1. Vaterlandsliebe.
2. Geschwisterliebe.
3. Selbstvertrauen.
4. Besonnenheit.
5. Beharrlichkeit.

III. Seine Verdienste als Künstler. Zur Einleitung: einige Gedanken über die Kunst im Allgemeinen, über die Malerei insbesondre, bei den Alten, bei den Neuern. —

Hackerts
1. Eigenthümlichkeit als Künstler.
2. Seine Hauptfächer in der Malerei.
 a. Schlachtstücke.
 b. Landschaften.

Schluß. Die Schilderung eines ausgezeichneten Menschen belebt das Bewußtsein und Gefühl der menschlichen Würde, Kräfte und Wirksamkeit: die eines ausgezeichneten Mannes das männliche Gefühl. Was zeichnet den Mann vor dem Weibe aus? Thätigkeit nach außen, Kraft und Festigkeit. Was belohnt ihn? Das Gelingen seiner Entwürfe, die Anerkennung seiner Verdienste. So war es mit Hackert. Nicht also will der Redner zu der Malerei aufmuntern, sondern nur zur Nachahmung seiner männlichen Eigenschaften, er will nur wünschen, daß jeden bei guten Entwürfen und Bestrebungen das Glück begünstige und daß die Welt einen wackern Eifer anerkenne. — Freilich dürfe wohl Niemand solche Ehre, solchen Ruhm erwarten, wie ihn Hackert von den Großen der Erde genossen habe; denn große Geistesgaben seien selten. Aber nach einem guten Rufe, nach Ehre und Werthschätzung bei den Mitbürgern müsse ein Jeder streben, und vorzüglich nach Selbstbefriedigung. Wer diese genieße, sei, in welchem Stande auch, glücklich. Wenn aber die Beschäftigung mit geistigen Dingen edler sei als eine bloß körperliche und geistlose, so sei der Stand der Wissenschaftsbeflissenen oder Gelehrten und Künstler vorzuziehen. Diesem wünsche der Redner mit einem großen Theile seiner Mitschüler einst anzugehören. Den Durst nach Erkenntniß, nach Wissenschaft, nach allem Edeln und Schönen solle die Erinnerung an Hackert schärfen, der in den Mauern dieser Stadt, auf eben dieser Lehranstalt seine erste Bildung empfangen habe. Wendung an die sämmtlichen Zuhörer und Schluß. Nicht jede Stadt könne sich auch nur Eines solchen Mannes rühmen, deß-

wegen solle sich Prenzlau dieses Sprößlings freuen: durch Hackert sei Prenzlau verherrlicht.

Aufgabe.

Rede auf Friedrich den Großen am 24. Januar 1817, von Schleiermacher.

Einleitung. Zwei glückliche aber sehr verschiedene Zeiten gibt es für die Wirksamkeit eines großen Mannes, erstens während seines Lebens, wenn man ihn anerkennt, und er sich eine freie Wirksamkeit auf die Mitwelt gewinnt, zweitens, nach seinem Tode, wann er ganz der Geschichte angehört und ungehemmt auf die Nachwelt wirkt. Aber zwischen beiden liegt eine dunkle und verworrene Zwischenzeit, in welcher seine unmittelbare Wirksamkeit noch nicht ganz verschwunden ist, und die geschichtliche sich noch nicht gereinigt hat.

Satz. Beurtheilung Friedrich des Großen.

I. Falsches Urtheil.

1. Von den falschen Urtheilen selbst.

a. Diese gab es schon bei seinem Leben, aber sie waren damals von geringerem Einflusse.

b. Sie haben sich auch jetzt schon vermindert,

aa. durch die Erscheinung Napoleons,

α. in sofern dieser Früheres verdrängte,

β. und die Welt eine Zeit lang verblendete,

bb. durch neuere Veränderungen der Völker und Staaten und besonders der preußischen Staatsverfassung und Verwaltung,

α. seine Institutionen sind verändert,

β. seine Zeitgenossen leben größtentheils nicht mehr.

c. Aber viel ist davon noch übrig. Man behauptet wol,

aa. sein Sinn und Geist sei nur einer roheren und schlafferen Zeit angemessen gewesen,

bb. er würde alle jetzigen Bestrebungen zurückgehalten, und nur in seiner einmaligen Weise regirt haben.

2. Von der Art und Weise dieser falschen Urtheile.

a. Man verkennt, daß kein Mensch von seiner Zeit und Welt getrennt sich denken läßt.

b. Man wünscht, aus Theilnahme und Vorliebe für ihn, zu erforschen, wie er in der jetzigen Zeit gehandelt haben würde — eine unbeantwortbare Frage — denn wie wollen wir ihn in die jetzige Zeit versetzen?

aa. Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat?

bb. Wollen wir ihn auf's neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwischen liegende?

cc. Wann soll das angefangen haben, und wie weit soll es gediehen sein?

dd. In welchem Alter, in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten lassen in das thätige herrschende Leben?

ee. Bei welchem Zeitpunkt soll er die Zügel wieder ergreifen? — Nie werden wir also ein lebendiges Bild zu Stande bringen.

II. Richtiges Urtheil.

1. Bild eines großen Regenten. Dazu gehört

a. Persönlichkeit.

b. Königlicher Geist und Sinn, um

aa. Schutzgeist des Volkes, und

bb. lebendige Seele des Volkes zu sein.

c. Vereinigung beider Eigenschaften.

aa. Charakter der Vereinzelung.

α. Als großer Geist ohne Persönlichkeit ist er zu sehr eine allgemeine Gestalt,

β. als Persönlichkeit ohne Geist und Kraft fehlt seiner Herrschaft Frische und Beharrlichkeit.

bb. Ueble Folgen der Vereinzelung.

α. Im Fall die Persönlichkeit siegt,

αα. so überläßt der Herrscher Andern die Herrschaft,

ββ. oder er hemmt das Leben des Volks und wird selbstsüchtig.

β. Im Fall der königliche Sinn siegt,

αα. dann genießt er sich selbst weniger als ein Unterthan,

ββ. er geht unter über seinen Beruf.

γ. Im Fall Beide schwanken, bald das Eine, bald das Andre vorherrscht, dann kann man ihn nicht stark genug halten für sein Amt.

2. Anwendung auf Friedrich den Großen,

a. in Rücksicht beider Eigenschaften. Er vereinigte sie

aa. der Muße und den Musen ergeben, doch sparsam und arbeitsam, seine Staaten durchreisend,

bb. in fremder Sprache auferzogen, doch den einheimischen Geist stärkend und verbreitend,

cc. selbst nicht ohne religiöse Zweifel, doch Religionsfreiheit beschirmend,

dd. für den Frieden gestimmt, doch Krieger und Held;

b. in Rücksicht des Nutzens, um von ihm für die Gegenwart zu lernen, oder um die Gegenwart für ihre Abweichungen gegen ihn zu vertheidigen;

aa. diese Untersuchung wird unfruchtbar für uns und herabsetzend für den König, wenn wir dabei bloß auf das Aeußere seines eigenthümlichen Wesens und seines königlichen Lebens sehen;

α. seine äußere Erscheinung war höchst ehrfurchtererregend, jetzt würde sie eher das Gegentheil sein,

αα. durch Tracht und Sitte,

ββ. durch seine aus Französisch und Deutsch gemischte Sprache,

γγ. durch seinen beschränkten Antheil an vielen jetzt gemein gewordenen Kenntnissen. — Aber er würde auch äußerlich ein ganz ande-

rer sein, wenn er mit uns aufgewachsen wäre;

β. sein königliches Leben, seine Formen und Maximen im Ganzen und in einzelnen Zweigen würden ebenfalls jetzt ganz anders sein. Wir müssen überdieß bedenken:

αα. Er stand damals zu sehr allein,

ββ. es fehlte ihm an dem wichtigsten Verbindungsmittel zwischen ihm und seinem Volk, an einer sich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung.

bb. Diese Untersuchung wird fruchtbar, wenn wir dabei auf das Innre seines persönlichen Wesens und seines königlichen Geistes blicken;

α. mit Rücksicht auf ihn. Er würde jetzt wie damals wirken

αα. durch die frische Kraft und den tiefen Ernst seines Willens,

ββ. durch seine bezaubernde, obgleich selten hervorbrechende Liebenswürdigkeit, als Zeichen der innern Schönheit seines Gemüts;

β. mit Rücksicht auf uns durch die Frage, ob wir seiner würdiger sind als unsre Väter,

αα. durch unsre Bildung, Kunst und Sitten,

ββ. besonders durch Gesinnung, Vaterlandsliebe, Staatsweisheit.

Schluß. Aus der Beantwortung der letztern Fragen wird hervorgehen, daß ein großer König ein großer Seegen für ein Volk ist, und ein noch größerer Seegen freilich ein König, dem es vergönnt ist sein Volk dahin zu führen, wo es für immer großer Könige entbehren kann.

Aufgabe.

Publius Cornelius Scipio an sein Heer, kurz vor der Schlacht am Ticinus.

Livius 21, 40 und 41.

I. Beweggrund zu der Rede. — Ich bin ein neuer Feldherr bei neuen Kriegern, wir kennen uns gegenseitig. Bei meinem alten Heere hätte es keiner Rede bedurft.

II. Hoffnungen des Siegs, geschöpft

1. aus der Vergangenheit.
   a. Ihr habt die Karthager im ersten Kriege zu Wasser und zu Lande besiegt;
   b. sie sind uns zwanzig Jahre zinspflichtig,
   c. ihr habt Sicilien und Sardinien ihnen entrissen;
2. aus der Gegenwart.
   a. Das Andenken an die früheren Niederlagen wird ihren Mut schwächen;
   b. sie werden nicht aus Mut, sondern aus Zwang kämpfen;
   c. auf den Alpen haben sie schon zwei Drittel ihrer Truppen verloren;
   d. die Uebriggebliebenen sind durch die Kälte und das viele Ungemach auf den Alpen entkräftet;
   e. sie haben das Bündniß gebrochen und sind daher den Göttern verhaßt, die diesen Krieg anfingen und fortsetzten, uns nur die Vollendung überließen.

III. Hinweisung auf seine eigne Gesinnung, seine Kampflust und Hoffnung.

1. Es sei ihm erlaubt gewesen, in Spanien zu bleiben und dort mit dem Hasdrubal Krieg zu führen;
2. er habe in Gallien den Hannibal schon in einem Reitertreffen geschlagen, aber nicht das ganze feindliche Heer einholen können;
3. er sei hieher zurückgekehrt, um hier ihm eine Schlacht zu liefern.

IV. Treulosigkeit der Karthaginienser.

1. Hannibal bricht das Bündniß, das Hamilkar abgeschlossen hatte.
2. Sie haben uns mit Undank gelohnt, obgleich wir
   a. in Sicilien aus Eryx sie freiließen, und
   b. in Afrika ihnen Beistand leisteten.

V. Gefahr der Römer.

1. Wir kämpfen nicht um Sicilien und Sardinien.
2. Die Feinde sind in Italien.
3. Wir haben kein Heer hinter uns.
4. Die Feinde haben keine zweiten Alpen zu übersteigen.

Schluß. Das Vaterland blickt auf euch; das Wohl des Vaterlandes hängt von euch ab.

Aufgabe.

Hannibal an sein Heer, vor der Schlacht am Ticinus.

Livius 21, 43 und 44.

I. Unausweichlichkeit des Kampfs, hervorgehend

1. aus der Oertlichkeit,
   a. zur Rechten und Linken Meere, aber keine Schiffe zum Entfliehen,
   b. in der Nähe der Padus, reißender als der Rhodanus,
   c. hinten die mit Mühe einmal überschrittenen Alpen;
2. aus der Verfassung des Heers.

II. Siegspreise.

1. Nicht bloß Sicilien und Sardinien, sondern
2. das ganze römische Reich.

III. Wahrscheinlichkeit des Siegs.

1. Ihr habt sie bereits besiegt in Spanien und Gallien;

2. Wir kennen uns, Feldherr und Heer, gegenseitig als Tapfere.

IV. Antriebe zur Tapferkeit.

1. Wir greifen sie an, nicht sie uns.
2. Wir sind die Beleidigten;
   a. sie haben unsern Tod verlangt;
   b. sie setzen unsrer Herrschaft Grenzen;
   c. sie überschreiten die gesetzten Grenzen.

Aufgabe.

Cäsar's Rede im Senat wegen der Bestrafung der Verschwornen.

Sallust's katilinarischer Krieg, Kap. 51.

Einleitung. Bei einer Berathschlagung muß man leidenschaftslos sein. So machten es unsre Vorfahren: sie entließen die Rhodier unbestraft, sie haben gegen die Karthagenienser stets würdig gehandelt. Sie vergaßen den Zorn, das Rachgefühl, und handelten der Ehre gemäß. So sei es auch jetzt.

Satz. Ueber die Bestrafung der Verschworenen. Soll man sie auf eine neue Weise bestrafen oder nach den Gesetzen verfahren?

I. Nicht auf eine neue Weise.

1. Eine Strafe, wie ihr Frevel verdient, läßt sich nicht erdenken.
2. Wir müssen die üble Nachrede vermeiden.
   a. Wer eine Kränkung erlitten hat, dem scheint diese nie geringe.
   b. Viele überschätzen sie.
   c. Wer die Macht hat, muß sich besonders hüten, stolz und grausam zu scheinen.
   d. Viele vergessen das Verbrechen und tadeln die Richter.

II. Sondern nach den Gesetzen.

1. Gesetzwidrige Strafen, obgleich nicht zu schwere, sind
   a. Tod.
   b. Geißelung.

2. Besorgniß bei neuen Gesetzen oder Strafmaaßregeln. Der Mißbrauch.
   a. Beispiele des Mißbrauchs
      α. Die Dreißigmänner in Athen.
      β. Sulla.
   b. Mißbrauch ist zwar gegenwärtig unter dem Konsulat des Cicero nicht zu fürchten, wol aber in der Zukunft.

3. Verfahren der Römer bei ihrer Gesetzgebung.
   a. Sie nahmen Einrichtungen fremder Völker auf und behielten sie bei,
      α. Waffen von den Samnitern,
      β. obrigkeitliche Zeichen von den Tusciern.
   b. Sie nahmen Einrichtungen fremder Völker auf und hoben sie nachher wieder auf, z. B. durch das porcische Gesetz die von den Griechen aufgenommene Sitte
      α. einen Bürger zu geißeln,
      β. einen Verdammten zu tödten. Für Letztere wurde die Verbannung eingeführt.

4. Art der Bestrafung der Verschwornen.
   a. Sie sind nicht frei zu sprechen und loszulassen, sondern
   b. man muß ihr Hab' und Gut einziehen, und
   c. sie persönlich in den mächtigsten Freistädten gefangen halten.

Schluß. Keiner darf sich weder an den Senat wenden, noch mit dem Volke verhandeln; wer dieß thut, muß als Feind des Staats bestraft werden.

Aufgabe.

Kato's Rede im Senat wegen der Verschwornen.

Salust's katilin. Krieg, Kap. 52.

I. Die Gefahr ist jetzt größer als ehemals.

1. Die Sittlichkeit der Römer ist zwar längst untergraben, aber es handelt sich jetzt nicht etwa
   a. um Staatseinkünfte,
   b. um Kränkung der Bundesgenossen, sondern
2. Der Umsturz des Staats ist nahe, der Verlust von
   a. Freiheit und
   b. Leben.

II. Die Gefahr wird durch Cäsars Vorschlag nicht abgewandt.

Die Verschwornen werden aus ihrer Haft in den Freistädten leichter frei werden.

1. Schlechtgesinnte giebt's in ganz Italien.
2. Außerhalb Rom sind sie gewiß nicht weniger dreist als innerhalb.

III. Die Gefahr droht zugleich von Katilina und seinem Heer.

1. Diese wird nicht abgewandt durch
   a. Furcht,
   b. Zögern,
   c. Opfer, — Feigen helfen die Götter nicht —
2. sondern durch Charakterkraft, (mehr als durch die Waffen) wie sie A. Manlius Torquatus zeigte, der seinen Sohn wegen Uebertretung des Befehls tödten ließ.

IV. Die Gefahr nimmt durch Verzeihung, durch gelinde Maaßregeln zu.

V. Die Gefahr wird nur durch die Vollstreckung der Todesstrafe abgewandt.

Aufgabe.

Bischof Tegner's akademische Rede bei der Vermählung des Kronprinzen Oskar mit der Kronprinzessin Josephina 1823.

Einleitung. Dieser frohe Tag muß nicht bloß Werth durch die Neuheit haben. Allgemein war die Freude, und wahrhaft, wie sie es bei fürstlichen Vermählungen jetzt seltner ist wegen der Spannung zwischen den Regierten und den Regierenden. Ein solches Verhältniß ist immer unglücklich und unnatürlich. Alle Königsgewalt ist von der väterlichen ausgegangen. Der Staat ist eine ausgedehnte Haushaltung. Das monarchische Prinzip beruht auf Vertrauen und Liebe. In dieser Rücksicht ist Schweden auf die edelste Weise monarchisch gesinnt. Der schwedische Thron ist der älteste in Europa. Das Verhältniß zwischen König und Volk ruht hier auf freieren Grundsätzen als irgendwo. Aber die Gesinnung der Schweden ist besonders aus der Geschichte abzuleiten. Helden waren unsre Könige, unsre Regierung fast mehr theokratisch als monarchisch. Freilich ist auch in Schweden die Denkungsweise getheilt. Auch hier hatten wir so eben noch Zwistigkeiten in einer langwierigen Reichsversammlung. Aber diese wurden vergessen über die Ankunft der Braut. Eine solche Volksfreude ist auch eine akademische. Der Staat ist ja auch eine Bildungsanstalt. Die Hochschulen stellen das Bewußtsein des Volkes dar, nicht bloß das Wissen des Staats, auch sein Gefühl. Was aber erweckt jetzt so viele Theilnahme? Nicht bloß das häusliche Glück, die persönlichen Eigenschaften des neuen Paars, sondern die Befestigung des Volksglückes durch diese Verbindung. Keine Wahl konnte Land und Zeitalter angemessener sein. Josephine vereinigt in ihrer Abkunft beide streitenden Elemente, die alte Zeit durch die mütterliche, die neue durch die väterliche Abkunft. So ist diese Vermählung das Sinnbild des Friedens bei der jetzigen politischen Aufgeregtheit Europa's.

Satz. Ueber die Staats- und Volksbewegungen in Europa.

I. Von den Grundsätzen, welche denselben zum Grunde liegen.

1. Die Grundsätze.

a. Die Macht geht nicht vom Regenten, auch nicht vom Volk allein, sondern von der Vereinigung Beider aus.
b. Das Volk darf Rechenschaft fordern von dem Regierenden, und dieser oder seine Räthe sind nicht bloß Gott, sondern auch den Menschen verantwortlich.
c. Das Gesetz ist die höchste Macht im Staat, weil es den allgemeinen Willen ausdrückt.
d. Nur persönliche Verdienste oder Unterscheidungen, die der gesellschaftlichen Ordnung natürlich und nothwendig sind, geben Ansprüche und Vorzüge.
e. Der Staat muß jeden schützen,
   α. sowohl das äußere Vermögen, daher legt das Volk selbst sich seine Abgaben auf,
   β. als auch das innre Vermögen, daher darf jeder Bürger seine Meinung frei äußern über den Gang der allgemeinen Angelegenheiten, entweder selbst, oder durch seine Vertreter.

2. Beurtheilung dieser Grundsätze.

a. Sie sind begründet im Begriff des Staats, sie sind einfach und unumstößlich.
b. Sie haben nichts Aufrührerisches, sondern im Gegentheil sie bezwecken den Sieg des Gesetzes über Gewalt und Willkür.

II. Von den Staatsverfassungen.

1. Von den spekulativen Konstitutionen.

a. Kampf derselben. Sie finden Widerstand
   α. an den schon historisch begründeten Formen,
      aa. an dem Unterschied der Stände,
      bb. an der Verschmelzung der allgemeinen Denkweise mit der zufällig oder allmälig entstandenen Staatsverfassung,
      cc. an der Vorliebe für Alleinherrschaft,

β. an dem Mangel von Einfalt der Sitten, Genügsamkeit, Oeffentlichkeit — der Grundlage der alten Republiken.

b. Schicksal derselben. Sie gingen wieder unter und man kehrte zu der alten Verfassung zurück, selbst ohne Scheu vor den großen Uebeln derselben.

2. Von den historischen Konstitutionen.

a. Werth derselben. Sie sind mit den Völkern entstanden und erwachsen und haben deßwegen eine gewisse Sicherheit, bei allen Fehlern.

b. Betrachtung einzelner historischer Konstitutionen.

α. die englische,

β. die schwedische.

3. Von der Vereinigung beider, so daß man das Historische schont, aber die bessern Ideen darauf anwendet.

a. Widerstand gegen diese.

α. Man beruft sich auf die Mißgriffe bei der Anwendung der neuen Grundsätze, um sie verdächtig zu machen.

β. Man erhebt alte, durchaus falsche Lehren, z. B.

aa. daß die Völker das Eigenthum der Regenten sind und zwar durch göttliche Bestimmung,

bb. daß die Völker also gar kein Recht haben bei der Gesetzgebung und Staatsverwaltung.

γ. Man sucht die Kirche zur Hierarchie zurückzuführen,

aa. daher verbreitet man Wahn und Aberglauben,

bb. stellt die Klöster wieder her,

cc. predigt Unduldsamkeit,

dd. beschwört den Geist der Inquisition wieder herauf.

δ. Man richtet hienach die Erziehung ein, und sucht selbst die Wissenschaft für sich zu gewinnen.

b. Hoffnung des Siegs durch die gemäßigte stärkere Partei.

α. diese erkennen die abstrakte Wahrheit der neuen Grundsätze,

β. übersehen aber nicht die Wichtigkeit des Bestehenden. Dazu gehören wol selbst schon viele Fürsten. Versöhnung ist das Geheimniß der Staatskunst wie der Religion.

Schluß. Schweden scheint eine solche Versöhnung nicht zu bedürfen, da sich hier noch kein solcher Streit gezeigt hat, wie im Süden von Europa. Aber Schweden gehört zum großen Staatenverein Europa's; auch ist diese Bewegung weniger eine äußere als eine innere. Wären wir gleich unter uns gesichert, wer schüzt uns vor äußerer Einwirkung und Gewalt? Wir wollen hoffen, daß diese sich nie zeigen möge, aber sie auch nicht fürchten. Auch uns muß das persönliche Symbol der Versöhnung willkommen sein. Die Vermählung zwischen Oskar und Josephina ist und sei darum ein Friedenszeichen für den Kampf des Alten und Neuen.

Zweite Hälfte.

Fehlerhafte Entwürfe.

Aufgabe.

Mit welchen Gesinnungen muß man sich den Wissenschaften widmen?

1.

Einleitung. Wenn wir das jugendliche Alter genau erwägen, so finden wir, wie verschiedenartig die Kräfte und Fähigkeiten in der Jugend, wie verschieden die Gesinnungen derselben sind, mit welchen sie sich den Wissenschaften widmen.

Satz. Mit welchen Gesinnungen muß man sich also den Wissenschaften widmen? Vor allen Dingen muß man sich selbst kennen.

I. Wozu nützt die Selbsterkenntniß?
II. Wie weit darf sie sich erstrecken?
III. Welches sind die Mittel, um sie zu erlangen?

Schluß. Die Gesinnungen, mit welchen wir uns den Wissenschaften widmen, müssen wahrhaft sein, damit wir durch Verläugnung derselben uns nicht selbst schaden.

Der Entwurf ist ganz mißrathen, weil die drei Hauptabtheilungen ganz von der Aufgabe abweichen. Die Frage des Satzes wird seltsamerweise durch drei Fragen beantwortet, die aber keinesweges eine Antwort enthalten. Die Frage II. ist auffallend. Erst in dem Schlusse, dessen zweite Hälfte sehr gezwungen und unverständlich ausgedrückt ist, findet sich eine sehr allgemeine Beantwortung der Aufgabe.

2.

Einleitung. Von Natur ist in uns ein Trieb nach Wissen gelegt u. s. w.

Satz. Wie oben.

I. Welche Gründe bewegen uns dazu?
  a. Innere Gründe.
    1. Das Streben nach Ausbildung.
    2. Das Talent und die Liebe dazu.
  b. Aeußere Gründe.
    1. Gelderwerb.
    2. Wenn wir nichts Anderes anzufangen wissen.

II. Wie haben wir uns, wenn wir diesen Beruf gewählt, zu verhalten?
  a. Wir müssen ihm getreu bleiben,
  b. dürfen nicht das Uebrige vernachläßigen,
  c. müssen Anderen damit zu nützen suchen,
  d. uns vor Uebertreibung in Acht nehmen.

Schluß. Es wäre zu wünschen, daß Alle die Gründe zuvor erwägen, und nur mit solchen Gesinnungen sich den Wissenschaften ergeben möchten.

Das u. s. w. in der Einleitung ist völlig zu mißbilligen, da man nicht einmal ahnen kann, was es bedeuten soll. Die Frage I., besonders das Dazu, ist unklar. I. b. 2. ein sehr sehr seltsamer Grund. Uebrigens müßte dies auch durch ein Hanptwort ausgedrückt werden, weil dieß in I., b. 1. geschef-

hen war. II. Von Beruf liegt nichts in diesem Hauptsatze. II., b. Was heißt das Uebrige hier? II., c. Die Beziehung des damit ist undeutlich. II., d. ist unverständlich.

3.

Einleitung. Bei Jünglingen, die erst anfangen, sich den Wissenschaften zu widmen, finden wir leider nur zu häufig, daß sie dieß weniger aus innerer Neigung als aus äußerem Zwange thun.

Satz. Wie oben.

I. Mit Freude über das Glück, sich ihnen widmen zu können, während

a. Viele dieß nicht im Stande sind,
b. Viele es nicht wollen, und
c. Viele es erfolglos thun.

II. Mit dankbaren Gesinnungen gegen die, welche uns dieß Glück verschaffen, also

a. gegen Gott,
b. gegen unsre Eltern oder Pfleger,
c. gegen unsre Lehrer.

III. Mit dem Vorsatz sich darin, so viel als möglich, auszubilden. Dazu muß man

a. alle seine Kräfte dabei anstrengen,
b. keine Gelegenheit dazu versäumen,
c. jedem Zweige derselben gründlich obliegen.

Schluß. Während nun Viele, die alle Gelegenheit dazu haben, diese verstreichen lassen, wünscht gar mancher, der es nicht kann, eine wissenschaftliche Bildung zu genießen, und würde freudig jede Gelegenheit ergreifen.

I., b. und c. Das Wollen und Thun liegt nicht in dem Können des Hauptsatzes, daher sind diese beiden Unterabthei-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

lungen denkwidrig. III., b. sollte wohl dem a. vorangehen. III., c. Jedem Zweige obzuliegen ist nicht wohl möglich. Schluß. Die Zeit verstreicht, die Gelegenheit versäumt man, läßt man unbenutzt.

4.

Einleitung. Man findet es häufig, daß der Mensch bei der Wahl eines Berufes seine Kräfte und Fähigkeiten nicht genugsam prüft.

Satz. Wie oben.

I. Mit vorurtheilsfreiem Sinn. Es darf uns nie

1. Eigendünkel,
2. Eigennutz Beweggrund sein.

II. Mit wahrer Liebe zu den Wissenschaften. Diese offenbart sich

1. in dem Streben nach geistiger Vollkommenheit,
2. in der Freude über geistige Vollkommenheit.

III. Mit frommem Sinn. Wir dürfen nie die Vorschriften der Religion

1. gegen uns selbst }
2. gegen unsre Nebenmenschen } außer Acht lassen.

Schluß. Derjenige, welcher mit solchen Gesinnungen sich den Wissenschaften widmet, wird unvergängliche Freuden zum Lohn empfangen.

An der Einleitung fehlt der Uebergangsgedanke, etwa: Nicht bloß dieser Prüfung der Kräfte und Fähigkeiten bedarf es, sondern noch mehr der rechten Gesinnung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aufgabe.

Vom Übersetzen aus fremden Sprachen in die Muttersprache.

1.

Einleitung. Wer auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen will, muß nicht nur mit den besten Schriften seines Volkes, sondern auch mit denen fremder Völker bekannt sein.

Satz. Die Art und Weise fremde Sprachen in die Muttersprache zu übersetzen.

I. Wie muß man übersetzen?

1. so viel als möglich wörtlich,
2. den Sinn der Worte genau auffassen,
3. nicht zu vieler Freiheiten sich bedienen,
4. die Eigenthümlichkeiten einer jeden Sprache genau berücksichtigen.

II. Worin besteht eine gute Uebersetzung?

1. in der Deutlichkeit,
2. in der genauen Uebereinstimmung mit dem Original.

Schluß. Man muß das Uebersetzen nicht als eine nur oberflächliche Arbeit betrachten.

Der Satz ist kein grammatischer Satz; die Aufgabe ist es freilich auch nicht, aber man drückt Aufgaben häufig durch die Präposition von oder über aus, weil sich der Satz dabei leicht vervollständigen läßt. Statt fremde Sprachen sollte es heißen aus fremden Sprachen oder die Werke, welche in fremder Sprache geschrieben sind. I., 3. wird zum Theil schon durch I., 1. verhindert. II. ist nur ein anderer Ausdruck des ersten Haupttheils. Denn wie muß man übersetzen, heißt doch, wie übersetzt man gut? Daher geben die Unterabtheilungen auch nichts Neues.

2.

Einleitung. Es ist gewiß für unsre ganze geistige Bildung höchst wichtig, die Werke großer Schriftsteller anderer Völker auch in unsre Muttersprache übersetzt zu besitzen, und so doch wenigstens theilweise die herrlichen Schöpfungen großer Geister kennen zu lernen.

Satz. Vom Uebersetzen in die Muttersprache.

I. Bei prosaischen Wrrken.

1. Die äußere Form muß wo möglich dem Grundtext gleichen.
2. Die Gedanken müssen richtig und scharf ausgedrückt seyn.
3. Die einzelnen Eigenthümlichkeiten und Wortspiele so treu als möglich nachgeahmt sein.

II. Bei poetischen Werken.

1. Das Versmaaß muß so viel als möglich treu sein,
   a. weil auch hierin oft die Eigenthümlichkeit des Dichters liegt.
2. Die poetischen Bilder und Gedanken müssen so treu als möglich übertragen sein.
3. Der Ausdruck darf keineswegs durch Härte eine Uebersetzung verrathen.

Schluß Daß es nicht unmöglich sei, fremde Schriftsteller treu und passend zu übersetzen, das beweisen uns viele große Schriftsteller Deutschlands, die sich schon hierin allein um ihr Vaterland auf immer verdient gemacht haben.

Der Schluß der Einleitung und zwar das Wort theilweise ist unverständlich; es könnte etwa heißen: obgleich das Original durch eine Uebersetzung nicht vollständig ersetzt wird. I., 1, 2, 3. Alle drei Forderungen sind auch bei poetischen Werken anwendbar. Die beiden Haupttheile sind nicht glücklich gewählt, denn eine Wiederholung möchte bei den Unterabtheilungen kaum zu vermeiden sein. II., 1., a. Auf

dieß a. folgt kein b.; daher muß auch a. gestrichen und dem Gedanken II., 1. ohne Buchstaben beigefügt werden. II., 3. Diese Forderung gilt auch für prosaische Werke. In der ersten Hälfte des Schlusses ist das Wort passend unbestimmt; eine bestimmte Eigenschaft wäre z. B. fließend. In der letztern Hälfte muß es hiedurch für hierin heißen; auf ist wenigstens unnütz. Ueberhaupt wäre besser: davon gibt unsre Literatur mehrere Beweise.

3.

Einleitung. Das Bedürfniß des Menschen zur Beförderung jeder Art geistiger Bildung als eines Gemeinguts Aller, die auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, die Hülfsmittel gegenseitig von einander zu leihen, hat auch das Streben, aus fremden Sprachen in die Muttersprache zu übersetzen, veranlaßt.

Satz. Vom Uebersetzen aus fremden Sprachen in die Muttersprache.

I. Welchen Nutzen schaffen die Uebersetzungen?
 1. in besonderer und sprachlicher Hinsicht.
  a. Nähere Kenntniß der fremden Sprache, aus welcher übersetzt wird.
  b. Ausbildung der Muttersprache.
 2. In allgemeiner und geistiger Hinsicht.
  a. Erwerbung historischer Kenntnisse.
  b. Ausbildung unsers Schönheits- und Kunstsinnes.

II. Wie muß eine gute Uebersetzung beschaffen sein?
 1. sie muß Genauigkeit in Wiedergebung der Sachen und der sprachlichen Eigenthümlichkeiten beobachten,
 2. sie muß den Geist des Schriftstellers wiederzugeben suchen.

Schluß. Der Leser selbst muß Sinn für die Schönheiten eines Kunstwerkes zum Genusse desselben mitbringen.

In der Einleitung ist nicht sowohl die Wiederholung des Wortes Bildung unangenehm als das dadurch gegebene Verhältniß des Nebensatzes zum Hauptsatze. Im erstern werden nämlich die schon gebildet genannt, die im Hauptsatz sich erst bilden wollen. In I., 1. und 2. muß die Verbindungspar- partikel und entweder gestrichen oder mit nämlich vertauscht werden. I., 2. a. sollte heißen: Erwerbung von Kenntnissen. Im Schlusse ist der Beisatz — zum Genusse desselben — überflüssig.

4.

Einleitung. Jedes Volk hat vorzüglich ausgebildete Formen seiner Dichtungen, die es bei andern Völkern nicht sind. Diese Formen kennen wir durch Nachahmung, aber die Geistesprodukte selbst lernen wir erst durch Uebersetzungen kennen, wenn wir jener fremden Sprache nicht mächtig sind.

Satz. Vom Uebersetzen.

I. Was ist zum Uebersetzen nöthig?

a. Kenntniß beider Sprachen,
b. Kenntniß beider Völker.

II. Was kann man von einer guten Uebersetzung fordern?

a. Größtmögliche Aehnlichkeit in Hinsicht auf Form,
b. dieselbe Aufeinanderfolge und Verbindung der Gedanken,
c. genaue Wahl der Worte,
d. der Geist des Originals muß erfaßt und wiedergegeben sein,
e. der fremde Ursprung muß an der Uebersetzung nicht bemerkt werden können.

Schluß. Der Uebersetzer muß gleichsam ein deutsches Original liefern, in dem doch allen Forderungen Genüge geleistet ist. Freilich ist es schwierig und fast unmöglich; denn die Form, die abweichende Denkart des fremden Volkes, legen zu große Hin-

dernisse in den Weg. Doch können wir Deutsche uns rühmen, es in der Kunst des Uebersetzens am weitesten gebracht zu haben.

Die Richtigkeit des ersten Gedankens der Einleitung ist zu bezweifeln; von allen Völkern läßt sich dieß nicht behaupten. Die Einleitung bezieht sich bloß auf Poesie; in der Aufgabe ist aber die Prosa mit eingeschlossen. An den Unterabtheilungen des zweiten Theiles ist zu tadeln, daß einige Sätze bilden, andre nicht. Im Schluß wird der erste Gedanke durch die Verbindung in dem getrübt.

5.

Einleitung. Viele in fremden Sprachen geschriebenen Werke sind für die Ausbildung des menschlichen Geistes überhaupt von Nutzen, daher der Eifer für Uebersetzungen, der bei jedem Volke mit der zunehmenden Bildung sich zeigt.

Satz. Vom Uebersetzen aus fremden Sprachen in die Muttersprache.

I. Welche Werke sind einer Uebersetzung würdig?

1. aus denen entweder wissenschaftliche Belehrung, oder
2. ästhetischer Genuß geschöpft werden kann.

II. Was gehört zu einer guten Uebersetzung?

1. Richtige Auffassung der Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers.
2. Treue Wiedergebung seiner Gedanken und Worte.

III. Welche Folgen äußert das Lesen von Uebersetzungen?

1. Nachtheilige, welche aus dem Lesen schlechter,
2. vortheilhafte, welche aus dem Lesen guter Uebersetzungen entspringen.

Schluß. Das Wohlgefallen, welches wir an guten Uebersetzungen finden, darf nie unsre Liebe zu den Geisteserzeugnissen unsers Vaterlandes schwächen.

I., 1. und 2. sollten genauer so heißen: Diejenigen, aus welchen 1. entweder wissenschaftliche Belehrung, 2. oder ästhetischer Genuß geschöpft werden kann. Zu III., 1. u. 2. läßt sich bemerken, daß auch gute Uebersetzungen nachtheilige Folgen haben können, in sofern sie das Studium der Urschriften verringern.

Aufgabe.

Wen nennt man gebildet?

1.

Einleitung. Sehr häufig wird im gemeinen Leben der Gebildete mit dem Gelehrten verwechselt.

Satz. Wie oben. Die wahre Bildung der Menschen ist eine doppelte, nämlich eine körperliche und eine geistige.

1. Die körperliche Bildung äußert sich
   a. im Gange und in der Kleidung,
   b. ganz vorzüglich im Benehmen gegen Andre.
2. Die geistige Bildung beruht
   a. auf der Ausbildung des Verstandes, d. h. auf der Erlangung von Kenntnissen,
   b. auf der genauen Bekanntschaft mit der Religion,
   c. auf der Gesinnung. Hierauf ist der so häufige Irrthum begründet,
      aa. daß manche, die sich einige oberflächliche Kenntnisse erworben haben, auch ihre Gesinnung zu verstellen wissen, von andern für gebildet gehalten werden, und

bb. daß Andre, deren Bildung nur noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht, vermöge ihrer verschrobenen Gesinnung sich einbilden, sie seien äußerst gebildet.

Schluß. Es ist natürlich, daß es, so wie in der Kunst und Wissenschaft, so auch in der Bildung des Menschen höhere und niedere Grade der Vervollkommnung gibt; den höchsten zu erreichen muß hienieden unser eifrigstes Bestreben sein.

Bei 2., a. das heißt ist zu bemerken: Ausbildung des Verstandes und Erlangung oder Erwerbung von Kenntnissen ist nicht dasselbe. Bei einem Gebildeten muß aber beides stattfinden. Er muß seine Erkenntnißkräfte geübt haben, und im Besitz von Kenntnissen sein. Es mußte aber bestimmt werden, von welchen Kenntnissen? denn sonst würden die Begriffe Bildung und Gelehrsamkeit wieder zusammenfallen. Zu 2., b. Genauer Bekanntschaft mit der Religion bedarf es nicht um gebildet zu sein. 2., c. müßte näher bestimmt sein. Die Gesinnung ist nichts Wesentliches bei der Bildung. Wohl- oder übelgesinnt ist etwas Andres als gebildet und ungebildet. Doch bezieht sich die Bildung freilich auch auf das Begehrungsvermögen. Hierauf hat keine Beziehung c., bb. Verschroben sagt man mehr mit Rücksicht auf Verstand und Benehmen.

2.

Einleitung. Nur zu oft machen viele Menschen auf Bildung Anspruch, die weit von dieser entfernt sind.

Satz. Wer verdient, gebildet genannt zu werden?

A. der in körperlicher Hinsicht sich auszeichnet

1. durch eine wohlanständige Haltung des Körpers,
2. durch ein geziemendes Benehmen in gesellschaftlichen Kreisen.

B. der in geistiger Hinsicht sich auszeichnet
1. durch Kenntnisse,
2. durch Verstand,
3. durch Sittlichkeit,
4. durch edle Gesinnungen.

Schluß. Da der Mensch vom allmächtigen Schöpfer Geist und Körper empfangen hat, so muß er für beide, so viel es in seinen Kräften steht, die größte Sorge tragen.

In der Einleitung sind die Worte nur zu oft, und im Schlusse vom allmächtigen Schöpfer, und, so viel es in seinen Kräften steht, überflüssig. B., 3 und 4 sind zu ähnlich, um unterschieden zu werden, gehören übrigens strenge genommen nicht hieher.

3.

Einleitung. Man verwechselt sehr häufig einzelne Theile der Bildung mit der Bildung selbst.

Satz. Gebildet nennt man den, der bei dem äußern Anstande zugleich auch seine geistigen Anlagen gleichmäßig entwickelt hat.

A. Bei der körperlichen Bildung,
a. durch Erlernung des Tanzens,
b. des Reitens,
c. des Fechtens,
d. des Schwimmens.

B. Bei der geistigen Bildung,
a. durch Erweiterung des Verstandes,
b. durch Erweiterung der Kenntnisse,
c. durch das Streben nach sittlicher Gesinnung,
d. durch das Streben nach einem verständigen Betragen.

Schluß. Bildung ist für jeden Menschen ein höchst wünschenswerther Besitz.

Einige bei den beiden vorigen Entwürfen gemachte Bemerkungen gehören auch hieher. Die im Satz geforderte Gleichmäßigkeit der Entwicklung ist nicht nöthig. Die Untersätze von A. gehören nicht wesentlich zur körperlichen Bildung. B., a. Erweiterung des Verstandes kann man nicht sagen, sondern Uebung, Schärfung.

Aufgabe.

Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen haben keinen Werth.

1.

Einleitung. Der Geist unterscheidet den Menschen vom Thiere. Mit Hülfe des Geistes muß er sich über die Thiere erheben. Er muß nicht suchen, sich durch ihn noch leichter Befriedigung sinnlicher Triebe zu verschaffen, sondern vielmehr nach wahrer sittlicher Bildung zu streben, denn:

Satz. Wie oben.

I. Wie kann man Vorzüge des Geistes mit sittlichen Gesinnungen vereinigen? Wir können es

1. in Gedanken,
2. in Worten,
3. in Thaten.

II. Warum sollen Vorzüge des Geistes mit sittlichen Gesinnungen vereint sein? Dieß heißt uns

1. das sittliche Gefühl,
2. die Bibel,
3. das Beispiel solcher, die sie nicht vereinten.

III. Was ist der Lohn der mit sittlicher Gesinnung vereinten Geistesvorzüge? Wir empfangen ihn

1. von uns selbst,
2. von unsern Nebenmenschen,
3. von Gott.

Schluß. Ihr, deren Geistesbildung noch im Entstehen ist, möget von Anfang an suchen, sie mit Sittlichkeit zu vereinigen. Mag auch Unglück euch betreffen, der vorhingenannte Lohn wird euch trösten und ermutigen in eurem Vornehmen zu verharren.

Der ganze Entwurf umgeht die eigentliche Erörterung der Aufgabe. — Die Unterabtheilungen von I. werden wenigen Stoff zur Ausführung geben. — Der Schluß hat die Form einer Anrede, diese darf aber in einem Entwurfe nicht vorkommen, sondern gehört in die Ausführung, wenn diese eine Rede ist. — Der Ausdruck ist an einigen Stellen zu tadeln, z. B. in der Einleitung: er muß nicht suchen — zu streben, welches letztere so viel als suchen ist. Den Worten in III. wir empfangen ihn zufolge, müßte die Frage III. ausgedrückt sein: Von wem empfangen wir u. s. w.

2.

Einleitung. Der Zweck des menschlichen Daseins ist allseitige Ausbildung.

Satz. Wie oben.

I. Worin bestehen die Vorzüge des Geistes?

II. Wie wirken die Vorzüge des Geistes?

a. in Verbindung mit sittlicher Gesinnung!
   α. auf uns selbst,
   β. auf unsre Mitmenschen,
   γ. auf den Staat.

b. Ohne sittliche Gesinnung?
 α. auf uns selbst,
 β. auf unsre Mitmenschen,
 γ. auf den Staat.

III. Warum haben Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung keinen Werth?

a. weil das Gute, was durch die Vorzüge des Geistes gestiftet wird, durch den Mangel sittlicher Gesinnung wieder vernichtet wird,
 1. in Beziehung auf uns selbst,
 2. auf unsre Mitmenschen.

b. Weil der Werth, den der Geistesvorzügebesitzende durch sie erhält, in den Augen der Menschen sinkt, wenn sie seinen Mangel sittlicher Gesinnung gewahren.

Schluß. Der, welcher Geistesvorzüge hat, muß um so eher sittliche Gesinnung mit ihnen vereinen.

I. überflüssig, weil es keiner Ausführung bedarf. II., a. und b. wären zu vereinigen, weil die Unterabtheilungen dieselben sind. I. und II. liegen aber gar nicht in der Aufgabe und mußten daher ganz wegfallen, oder etwa zur Einleitung oder zum Schlusse benutzt, oder mit in die eigentliche Betrachtung verflochten werden. III., a. und b. war kürzer und bestimmter auszudrücken.

3.

Einleitung. Man findet sehr häufig, daß diejenigen, welche der Welt am meisten schadeten, Leute von großen geistigen Vorzügen waren.

Satz. Wie oben.

I. Wodurch wird der Werth oder Unwerth der geistigen Vorzüge bestimmt?
 a. Nach dem Zweck, wozu
 b. Nach der Art und Weise, wie
 c. Nach den Gesinnungen, womit
 } sie angewendet werden.

II. Wann haben sie keinen Werth?

a. wenn der Zweck, wozu sie angewendet werden, schlecht ist,
b. wenn die Art und Weise, mit der sie angewendet werden, Andern schädlich und verderblich ist,
c. wenn die Gesinnungen unlauter sind.

III. Warum haben sie dann keinen Werth?

1. allgemein, weil der Zweck unsers Daseins sittliche Bildung ist,
2. besonders, weil der Schaden, den solche Vorzüge bei sittlichen Gesinnungen ausüben, weit größer ist als sonst.

Schluß. Geistige Vorzüge mit Sittlichkeit gepaart, machen daher einen Menschen werth der Bewunderung und Liebe der Welt, Unsittlichkeit hingegen mit geistigen Vorzügen vereint, als gefährlich, verabscheuungswerth.

I. und II. mußten zusammengezogen werden, II. liegt schon in I. In III. und in dem warum liegt die eigentliche Aufgabe. — Der Schlußgedanke enthält die wahre Beantwortung von III., aber der Ausdruck am Ende ist gezwungen. Achtung und Zuneigung wird sich der Mensch bei geistigen Vorzügen, aber mangelnder Sittlichkeit nicht erwerben, und sein Leben wird auch auf Andre nicht günstig einwirken. — Der Gleichmäßigkeit wegen mußte III., 1. und 2. wie die beiden ersten Haupttheile III. a. und b. bezeichnet werden.

4.

Eingang. Was ist Sittlichkeit, und woher kömmt es, daß dieselbe nicht selten mit Vorzügen des Geistes verbunden ist?

Satz. Wie oben. Denn

A. Sie verfehlen ihren Zweck.

I. Welches ist dieser Zweck?
II. Warum verfehlen sie ihn?

B. Sie sind von nachtheiligem Einflusse

I. auf den Inhaber selbst,
II. auf Andre.

Schluß. Die Ausbildung des Geistes ist zwar ein edler Zweck des Lebens, aber die Bewahrung der Sittlichkeit der edelste.

Nicht selten im Eingange sollte wol selten heißen, der Erfahrung gemäß. — Die Unterabtheilungen von A. und B. sollten beide das Verfehlen zum Gegenstande haben. In B. I. wäre Besitzer statt Inhaber zu setzen.

5.

Nach einer Predigt von Schleiermacher.

Einleitung. Unser Zeitalter strebt nach Bildung des Geistes, aber überschätzt diese. Das gute Herz ist etwas Zweideutiges. Ohne ächtsittliche Gesinnung sind alle Vorzüge des Geistes werthlos, und diese hat auch für sich einen eigenen Werth.

Satz. Wie oben.

I. Vorzüge des Geistes können keine gegründeten Ansprüche auf unsre Achtung machen.

1. Was wird an dem Menschen nicht geachtet?
   a. Aeußere Güter,
   b. Geistesanlagen,
   c. selbst Handlungen, wenn sie nicht aus guter Gesinnung fließen.

2. Wann sind insbesondre Geistesanlagen nicht zu achten?
   a. Wenn es an Anstrengung und Eifer fehlt,
   b. wenn falsche Beweggründe, Eigennutz, Eitelkeit, Stolz dabei Statt finden.

II. Sie können an und für sich selbst die Liebe andrer Menschen nicht gewinnen, weder
1. gesellige Talente, noch
2. ein scharfer Verstand, noch
3. ein verfeinertes Betragen.

Nur die Vereinigung dieser Eigenschaften mit Herzensgüte erweckt Liebe.

III. Sie haben ohne tugendhafte Gesinnung nicht einmal für die Gesellschaft größern Werth als geringe.

1. Ohne sittliche Gesinnung ist gar keine Sicherheit, ob die Geistesvorzüge gut oder übel angewendet werden.
2. Selbst das durch sie erzeugte Gute hat weniger Werth, weil der Geist der Ordnung und des Gehorsams fehlt, der das Gute zum nachahmungswürdigen Beispiele macht; denn mit jedem ausgezeichneten Talent pflegt ein Eigensinn verbunden zu sein in der Ausübung.

Schluß. Bei guten Menschen von ausgezeichneten Geistesfähigkeiten muß man daher nur ihre Rechtschaffenheit und ihr wohlwollendes Herz achten und lieben; hochgebildeten, aber untugendhaften Menschen dagegen Achtung und Liebe versagen.

Aufgabe.

Schwach ist der Mensch, stark ist der Mensch.

1.

Einleitung. Der Mensch mit dem Thiere verglichen, steht in körperlicher Hinsicht gewissermaaßen demselben nach. Wenn wir jedoch seine sittlichen Eigenschaften erwägen, so finden wir in ihm besonders zwei Naturen, die sittliche Stärke und die sittliche Schwäche des Menschen.

Satz. Von der sittlichen Schwäche und Stärke des Menschen.

I. Wann ist der Mensch schwach? Wann ihn bestimmen
 1. Leidenschaften,
 2. allzugroße Liebe und Herzensgüte,
 3. Haß und Rachsucht.

II. Wann ist er stark? Wann ihn beseelen
 1. Religion,
 2. Pflichtgefühl.

Schluß. Der Mensch muß seine sittliche Schwäche, insofern sie sündlich werden kann, bekämpfen, um als reiner, Gott gefälliger Mensch zu wandeln.

Der Ausdruck in der Einleitung ist nicht rein. Statt — sittlichen Eigenschaften — sollte sittliche Natur stehen. — Die sittliche Stärke und Schwäche sind nicht zwei Naturen, sondern Beschaffenheiten, Grade der Sittlichkeit. In I. 2., ist Liebe ein zu allgemeiner Ausdruck. I., 3. Haß und Rachsucht gehören als Leidenschaften zur ersten Unterabtheilung. — Im Schluß ist der Zusatz, — insofern sie sündlich werden kann — unnütz. Die sittliche Schwäche taugt in keinem Falle, ein pflichtwidriges Betragen wird sie immer zur Folge haben.

2.

Einleitung. Des Menschen Natur ist manchen Zufällen und Gefahren unterworfen.

Satz. Ueber den Einfluß der Begierden und Leidenschaften auf den Menschen und seine Herrschaft über dieselben.

I. Was bewirken die Begierden und Leidenschaften im Menschen?

a. Sie entstellen seine Züge.
b. Sie lähmen meist die Entwickelung der Kräfte und Fähigkeiten.
c. Sie verschlechtern das sittliche Gefühl im Menschen.

II. Warum ist er ihnen so oft unterworfen?

a. Weil sie gleichsam in seiner Natur liegen.
b. Weil die Lockungen und der Reiz des Bösen größer als die der Tugend sind.

III. Wie kann er sich gegen sie am besten verwahren?

a. Durch strenge Ausübung seiner Pflichten.
b. Durch die Religion und Beschäftigung mit dem Wahren, Großen und Schönen.

IV. Was erlangt er durch die Herrschaft über die Begierden?

a. Höhere Sittlichkeit,
b. Größere Achtung,
c. Ruhiges Gewissen.

Schluß. Nur der Starke wird eingehen in das Himmelreich Gottes, oder nur der, welcher aus allen Kräften strebte, Herrschaft über die Begierden zu erlangen.

In der Einleitung stände statt — des Menschen Natur — besser der Mensch. In I. paßt das Verhältnißwort im nicht zu a. Es sollte heißen: Wie wirken die Begierden und Leidenschaften auf den Menschen? I., b. lähmen, besser hindern; sowie I., c., abstumpfen statt verschlechtern. II., a. ist gleichsam zu tadeln. II., b. enthält keine genügende Anwort. Statt dessen: weil die Sinnlichkeit zuerst rege wird. IV., b. ist nicht deutlich. Selbstachtung oder Achtung vor Andern? Freilich wol beides.

3.

Einleitung. Gott hat bei der Schöpfung den Menschen zum Herrn über die Natur gemacht; er gab ihm die Fähigkeit zu herrschen; und dennoch sind nur wenige, die sich dieser Herrschaft würdig gezeigt haben. Stark zeigt er sich in der Herrschaft über die Natur, schwach in der über sich selbst.

Satz. Ueber die Herrschaft des Menschen.

I. Auf welche Gegenstände erstreckt sich diese Herrschaft?

A. Auf unvernünftige Wesen, und zwar

a. auf leblose Körper,

b. auf Thiere;

B. Auf vernünftige Wesen, und zwar

a. auf Nebenmenschen; diese Herrschaft ist erlaubt, wofern

α. die Menschen aus Unwissenheit sich nicht selbst beherrschen können,

β. wenn der Mensch guten Willen und Fähigkeit hat, sie zu beherrschen;

b. auf sich selbst.

II. Wann übt der Menscht diese Herrschaft schlecht und wann gut aus?

A. Schlecht übt er sie aus, wenn er

a. nicht bedenkt, daß jedes Wesen nicht bloß für die Menschen erschaffen sei,

b. nicht genug Geistesstärke besitzt, seine Schwächen einzugestehn und die Vorzüge seiner Nebenmenschen anzuerkennen.

B. Gut übt er diese Herrschaft aus, wenn er

a. sich selbst beherrschen kann, und

b. seine Kräfte zum Wohl seiner Nebenmenschen anwendet.

Schluß. Jeder Mensch, der über Andre herrschen will, muß sich selbst beherrschen können.

Die Ansicht in I., B., a. vom Erlaubtsein ist dem Hauptsatz in I. fremd. I., B., a., α. sind die Menschen die Beherrschten und β. der Mensch der Herrschende, sowie daselbst statt guter Wille und Fähigkeit zu setzen ist sittliche Fähigkeit. II., A., a. ist durch die doppelte Verneinung undeutlich. Bejahend würde es heißen: wenn er wähnt, daß jedes Wesen bloß für die Menschen erschaffen sei.

4.

Einleitung. Der Mensch ist ein so mächtiger Herr der Natur um ihn her, und doch ein so schwacher Beherrscher seiner eigenen.

Satz. Von der Herrschaft des Menschen über sich selbst.

I. Worin besteht diese Herrschaft?

a. Darin, daß der Mensch seine Leidenschaften unterdrückt,
b. daß er die einmal gefaßten Vorsätze auch durchführt.

II. Folgen der Nichtherrschaft des Menschen über sich selbst.

a. In Bezug auf ihn selbst. Sie hindert ihn an seiner weitern Ausbildung.
b. In Bezug auf Andre; sie ist schädlich
  1. seinen nächsten Umgebungen,
  2. dem Staate.

III. Wodurch gelangt der Mensch zur Herrschaft über sich selbst? dadurch, daß er

a. seinen Verstand ausbildet,
b. sich Willensfreiheit verschafft.

Schluß. Um ein würdiger Herr der äußern Natur zu sein, muß der Mensch sich auch selber beherrschen können.

I., b. Die Vorsätze müssen sittlich gut sein. II., a., ist hinzuzusetzen: sie stürzt ihn in sittliches Verderben. Zwischen III., a. und b. ist einzuschieben: daß er seine Gefühle, sowie seine sinnlichen Triebe und Begierden mäßigt.

5.

Einleitung. Unter allen sichtbaren Wesen auf dieser Erde ist der Mensch das erhabenste.

Satz. Ueber die moralische Kraft des Menschen.

A. Worin besteht die Kraft des Menschen im Allgemeinen?

1. in der Herrschaft über die Natur,
2. in der Herrschaft über sich selbst, d. h. über seine Leidenschaften.

B. Worin besteht die moralische Kraft?

1. In dem richtigen Erkennen des Guten,
2. in dem reinen Gefühle für das Gute,
3. in dem beharrlichen Willen, das Gute zu beginnen und fortzuführen.

C. Wodurch wird Schwäche erzeugt?

1. durch den Mangel einer von jenen drei Eigenschaften,
2. durch die Sinnlichkeit.

Schluß. Die Bildung der Jugend zwecke daher früh ab auf die Erlangung moralischer Kraft.

Sichtbaren ist in dem Einleitungssatze wegzulassen, weil auf den Gegensatz nicht Rücksicht zu nehmen ist. — In dem Satze muß moralisch wegbleiben, da der erste Theil von der Kraft im Allgemeinen handelt. A., 2., gehört schon zu B., zur moralischen Kraft.

6.

Einleitung. Ueber die Verschiedenheit in der menschlichen Natur überhaupt.

Satz. Ueber die Gegensätze in der Kraft der menschlichen Seele.

I. Wie äußern sich dieselben?

1. Hinsichtlich der Stärke,
   a. als Schwäche,
   b. als Stärke.
2. Hinsichtlich der Seelenkräfte,
   a. in der Erkenntniß,
   b. im Willen.
3. Hinsichtlich der Verbindung des Geistes mit dem Körper,
   a. als Sinnlichkeit,
   b. als Selbstbeherrschung.

II. Woher entspringen dieselben?

1. Aus der doppelten Natur des Menschen,
2. aus der Erziehung (im weitern Sinne).

III. Wann zeigt sich der Mensch besonders als stark?

1 Im Unglück,
2. in der Begeisterung.

Schluß. Eine hohe Idee wird dem Menschen immer große Kraft geben.

I., 1. sollte heißen: hinsichtlich des Grades. Zwischen I., 2, a. und b. ist einzufügen: auch im Gefühle.

7.

Größtentheils nach einer Predigt von Reinhardt.

Einleitung. Die sittliche Schwäche des Menschen zeigt sich im Allgemeinen darin, daß die Tugend keines Menschen ganz rein und lauter ist, und daß die Besten und Aufrichtigsten darüber vorzüglich trauern.

Satz. Von der auffallenden Kraftlosigkeit der Vorsätze, die wir zu unsrer Besserung fassen.

I. Worin besteht diese Kraftlosigkeit?

1. Nicht darin, daß wir es bei solchen Vorsätzen nicht redlich meinten,
2. sondern darin, daß wir mit ihrer Ausführung gar keinen Anfang machen,
3. oder doch bald wieder nachlassen.

II. Woher rührt sie?

1. Unsere Vorsätze sind gemeiniglich das Werk einer zufälligen vorübergehenden Rührung, und daher eben so vergänglich wie ihre Ursache;
2. Nachtheilig ist ihnen die Schwachheit, nach der wir uns durch äußere Eindrücke zerstreuen und betäuben lassen;
3. Widerstand finden sie in Gewalt und List unsrer Neigungen;
4. Schädlich ist ihnen das eitle Selbstvertrauen, das uns bei aller unsrer Ohnmacht noch immer eigen ist.

III. Wie haben wir uns bei derselben zu verhalten?

1. Wir müssen Gott die Ehre geben und seinen Beistand suchen.
2. Wir müssen immer nach einer ernsten Gemütsverfassung streben.
3. Wir dürfen es nicht vergessen, unsre guten Vorsätze deßungeachtet unaufhörlich zu erneuern.

4. Wir dürfen auch nicht aufhören, die Versuche zu ihrer Ausführung standhaft zu wiederholen.

Schluß. Ungeachtet der angegebenen Erfahrung, fehlt es dem Menschen nicht an Kraft, der Sünde zu widerstehen.

Aufgabe.

Wirke gut, so wirkst du länger
Als es Menschen sonst vermögen.

Göthe.

Zur Beantwortung dieser Aufgabe gehört die Vergleichung des guten Wirkens mit dem schlechten oder der guten, edlen Handlungen mit den unedlen und bösen, und die Erörterung, daß das gute Wirken auch das längerdauernde sei.

1.

Einleitung. Thätigkeit.

Satz. Wie oben.

A. Zeit ist das kostbarste Gut,
 a. als unerläßliche Bedingung der Thätigkeit,
  α. sowohl der äußern,
  β. als geistigen;
 b. als dasjenige Gut, welches einmal verloren, unwiederbringlich ist,
  α. nicht nur für die gesammte Menschheit,
  β. sondern insbesondre für den einzelnen Menschen.

B. Die Zeit gut anzuwenden, ist des Menschen vorzüglichste Pflicht.
 a. zum Besten der Menschen im Allgemeinen,
 b. zu seinem eigenen Besten,

α. zur Beförderung des äußern Wohls,
β. zur Ausbildung des Geistes.

Schluß. Durch gute Thaten lebt der Mensch auch nach seinem Tode gleichsam noch fort.

Durch ein einzelnes Wort, einen Gedanken anzudeuten, wie in der Einleitung durch Thätigkeit, ist nicht zu billigen, weil dem Gedanken dann die Form fehlt, die ihm allein Deutlichkeit und Bestimmtheit gibt. A. und B. sind nicht in dem Hauptsatze enthalten; wenigstens sieht man nicht die Beziehung, in der sie zu ihm stehen. A., a. zeigt nicht die Kostbarkeit der Zeit an, sondern gibt nur eine Begriffsbestimmung, die sich aber nebst α. und β. zu sehr von selbst versteht und keine Ausführung erlaubt. b., α. und β. ist aus demselben Grunde zu tadeln.

2.

Einleitung. Kann man durch unerlaubte Mittel zum wahren Lebenszwecke gelangen?

Satz. Durch gute Handlungen bewirkt man mehr als durch schlechte.

A. für unser Erdenleben,
  a. durch Erfüllung unsrer bürgerlichen Pflichten.
    α. Erhaltung unsers Lebensunterhaltes.
    β. Erlangung bürgerlicher Ehren.
  b. durch Erfüllung unsrer Pflichten gegen Gott.
    α. Freudiges Gefühl eines edlen Menschen.
    β. Aussicht auf ein künftiges beßres Leben.

B. für unser Leben jenseits.
  a. Fortleben unter den Nachkommen
    α. durch Thaten,
    β. durch Beispiel;
  b. Vergeltung nach dem Tode.

Schluß. Jeder Mensch kann Gutes für die Nachkommen wirken.

Der Sinn des Gedankens der Einleitung ist wol: Kann man durch unerlaubte Handlungen wahrhaft glücklich werden? Er sollte aber sein: Sind die Wirkungen oder Folgen schlechter Handlungen langdauernd? um zur Aufgabe hinzuführen. — Der Hauptsatz faßt die Aufgabe nicht richtig auf; nicht das Mehr, sondern die längere Dauer soll untersucht werden, überhaupt ist mehr hier sehr unbestimmt. In A. und B. sollten die Wirkungen im Allgemeinen enthalten sein, nicht bloß in Bezug auf den Handelnden. In A., a. und b. erwartet man die Art der Wirkung, statt daß diese beiden Sätze nur eine Art von Begriffsbestimmung guter Handlungen geben, welche erst in α. und β. folgt. — B., a. widerspricht gewissermaßen dem B., weil man unter dem Leben jenseits nur den Aufenthalt der Seele bei den himmlischen Frommen versteht, nicht das Fortleben bei der Nachwelt; besser: für unser Leben nach dem Tode. B., a., α. Thaten und β. Beispiel schließen einander nicht aus, eher Werke und Beispiel.

3.

Einleitung. Unsre kurze Lebensdauer ermahnt uns zur gewissenhaften Benutzung der Zeit, um den Zweck unsers Daseins zu erfüllen und dasselbe nicht ohne Zurücklassung von Spuren einer nutzbaren Wirksamkeit zu verlassen.

Satz. Wie vermag der Mensch auf die Nachwelt zu wirken?

I. Aeußerlich.

A. Durch großmüthige Aufopferung für die allgemeine Wohlfahrt,

a. für das Vaterland überhaupt,

b. für einzelne Hülfsbedürftige durch wohlthätige Stiftungen.

B. Durch Vervollkommnung und Verbesserung des bürgerlichen Lebens,

a. durch nützliche Einrichtungen im Staat,
b. durch nützliche Erfindungen und Entdeckungen.

II. Innerlich.

A. durch Beförderung der Sittlichkeit,

a. durch eigenes Beispiel,
b. durch Belehrung und Ermahnung.

B. durch Vervollkommnung wissenschaftlicher Bildung,

a. durch Ausbildung und Erweiterung einzelner Wissenschaften,
b. durch Beförderung und Unterstützung derselben.

Schluß. Wiewol nicht jeder auf dieselbe Art auf die Nachwelt zu wirken vermag, so steht doch in der treuen Erfüllung aller Pflichten jedem der Weg dazu offen.

Der Satz ist zu allgemein. Gut zu wirken sollte es heißen. Auch fehlt zwar nicht der Begriff des lange Wirkens, aber wohl der des länger Wirkens, also der Vergleichung. — Aeußerlich und innerlich wäre mit unmittelbar, persönlich und mittelbar zu vertauschen, wiewohl die Untersätze auch dann nicht ganz passen. — Der Schlußgedanke ist nicht bestimmt genug ausgedrückt: wir können nicht alle auf gleiche Weise, aber jeder doch auf seine Weise gut wirken.

4.

Einleitung. Der Mensch wird nicht allein durch sein Inneres, wenn es noch unverdorben ist, sondern auch durch die Religion zu guten Handlungen aufgefordert. Er muß seiner eigenen Glückseligkeit wegen und um seiner Bestimmung als Mensch zu genügen, sein Herz für gute Theilnahme empfänglich machen.

Satz. Wie die Aufgabe.

I. Wie und wann wirkt Jemand gut?

1. Wie?

a. Wenn er, ohne mit seiner That zu pralen, seinen Mitmenschen hilft.

b. Wenn er bei seiner Hülfleistung die passendsten Mittel zu ergreifen weiß.

2. Wann?

a. Wenn er sich zu seinem Handeln weder durch äußere Vortheile bewegen läßt, noch bewogen fühlt.

b. Wenn er seinem Herzen und seiner Vernunft gemäß handelt.

II. Warum wirkt Jemand länger, als es Menschen sonst vermögen, wenn er gut handelt?

Weil durch seine guten Handlungen nicht allein die, denen er half, sondern auch Andre aufgefordert werden, gut zu handeln, und er auf diese Weise, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar fortwirkt.

Schluß. Aufmunterung gut zu handeln.

I. und II. sind richtig. Aber I., 2. Wann? bezieht sich auf die Zeit, und a. und b. darunter geben Beweggründe und Antriebe an. Da sich diese beiden a. und b., sowie die 1, a. und b. mit Wenn anfangen, so enthalten sie übrigens sämmtlich Bedingungen. — Was unter II. gesagt ist, hätte sich wohl in zwei oder mehrere Gedanken trennen lassen und als Unterabtheilungen erscheinen können.

5.

Einleitung. Da sich der Mensch zur bürgerlichen Gesellschaft wie ein Theil zum Ganzen verhält, so ist es auch seine Pflicht, das Wohl dieses Ganzen zu befördern.

Satz. Jeder Mensch kann zur Wohlfahrt eines Landes beitragen — wenn er seine Pflichten erfüllt:

A. gegen sich selbst,

a. wenn er für sein körperliches Wohl sorgt, und zwar dadurch, daß er

α. nicht muthwillig seinem Körper Schaden zufügt,

1. durch zu große Abhärtung,
2. durch zu große Verweichlichung,
3. durch Befriedigung sträflicher Begierden,

β. sondern denselben als eine Wohnung seines Geistes betrachtet.

b. wenn er für sein geistiges Wohl sorgt, d. h. wenn er

α. seinen Verstand ausbildet durch Liebe

1. zu den Wissenschaften,
2. zur Kunst,

β. sein Herz rein erhält,

1. durch wachsenden Abscheu gegen das Böse,
2. durch wachsende Zuneigung zum Guten,

γ. durch seinen Willen nicht wider das Gesetz handelt,

1. wider die äußern oder weltlichen,
2. wider die innern oder jedem eingepflanzten.

B. gegen seine Nebenmenschen, wenn er

a. für ihr körperliches Wort sorgt,

α. unmittelbar sie

1. durch persönliche Vorzüge und Talente beschützt,
2. durch persönliche Handleistungen unterstützt,

β. mittelbar

1. durch Ertheilung eines guten Rathes,
2. durch Mittheilung seiner Glücksgüter.

b. für ihr geistiges Wohl sorgt und zwar ihnen

α. unmittelbar hierin zum Muster dient,

β. unmittelbar sie belehrt und ermahnt.

Schluß. Kurze Zusammenfassung des Gesagten, verknüpft mit dem Gedanken, daß oft eine einzige gute Handlung ganze Staaten und Völker beglückt.

Dieser Entwurf hat ein viel richtigeres Ansehen; auch ist im Einzelnen weniger gefehlt: B., b., β., könnte mittelbar etwa nur auf Schriftstellerei gehen; wahrscheinlich ist es nur als Gegensatz des unmittelbar im vorigem Satze entstanden, statt etwa unbewußt und bewußt oder absichtlich. Tadelhaft sind aber die Haupttheile A. und B., weil sie eine Pflichtenlehre enthalten oder eine Erörterung des wirke gut, nicht aber des Zusatzes, so wirkst du länger. Dazu hat der Anhang an den Hauptsatz, wenn er seine Pflichten erfüllt, verführt. Auch der Hauptsatz schließt die längere Wirkung nicht bestimmt ein.

6.

Einleitung. Vergänglicher Einfluß des Lebens und der Handlungen der meisten Menschen.

Satz. Wie oben.

I. Wirke gut.

a. Kurzer Inbegriff des: gut wirken.

α. Man kann Gutes thun, ohne dabei schon gut zu wirken,

β. aber nie gut wirken, ohne dabei Gutes zu thun.

b. Wie kann man gut wirken?

α. In Hinsicht des Verstandes,

aa. durch nützliche Erfindungen,

bb. durch ausgezeichnete wissenschaftliche Werke.

β. In Hinsicht des Gefühls,

aa. durch wohlthätige Anstalten,

aaa. Armenanstalten,

bbb. Krankenanstalten,

ccc. Geistliche Stiftungen, u. s. w.

ββ. durch wohlthätige Handlungen noch höherer Art,
aaa. Heldenthaten,
bbb. Aufopferung seiner selbst für das Wohl des Staates;

bb. durch ausgezeichnete Kunstwerke.

II. So wirkst du länger.

In wiefern haben jene Handlungen und Werke einen größern und längerdauernden Einfluß als andre?

a. Ihr Nutzen an und für sich ist weit ausgedehnter, und erstreckt sich daher auch bis auf spätere Zeiten.
b. Sie feuern die Mit- und Nachwelt zu gleichen Thaten und Werken an.
c. Sie erhalten das Andenken desjenigen, der sie vollführte und die Dankbarkeit gegen ihn.

Schluß. Aufmunterung zum gut wirken.

Hier ist doch die Hauptsache nicht übersehen und wird in II. näher betrachtet; nur gehört II., c. weniger hieher, die Erhaltung des Andenkens ist Nebensache. Der erste Haupttheil ist im Einzelnen nicht ohne Fehler: gegen I., a., β. läßt sich sagen, daß ein Verbrecher, wenn er durch sein Beispiel vom Bösen abschreckt, gut wirkt. Die Eintheilung I., b., α. und β. genügt nicht, β. sollte eher heißen: in Hinsicht der Gesinnung und Sittlichkeit, obgleich bb., durch Kunstwerke, sich auch unter diesen Begriff nicht fügen will. αα. hieße besser mittelbar, und ββ. unmittelbar und persönlich. aaa., Heldenthaten sind oft nicht wohlthätige Handlungen höherer Art.

7.

Einleitung. Zurückführung auf die Geschichte (Luther, Katilina), indem man zeigt, daß oft Menschen mit geringer weltlicher Macht viel Gutes durchgesetzt haben, und nur selten Schlechtes, wenn sie auch viel Gewalt und Ansehn besaßen.

Satz. Wie oben.

A. Was hindert einen Schlechten an seinem Wirken?

a. Seine Nebenmenschen werden alles aufbieten, ihm zu widerstehen und den Schaden von sich abzuwenden.

b. Da er nur aus Habsucht, Bosheit oder aus einem andern schlechten Beweggrunde handelt, so gewährt ihm sein Inneres keinen Schutz vor den Angriffen Andrer.

c. Er muß bei der Ausführung seiner schlechten That immer der Schleichwege sich bedienen, sich selbst Alles erschweren und desto eher ermüden.

B. Wie gelangt der Guthandelnde zu einem längerdauernden Wirken?

a. Auch der, welcher gut handelt, findet zuweilen Gegner, aber doch mehr treue wohlmeinende Helfer.

b. Den Guten unterstützt seine Ueberzeugung und sein Bewußtsein etwas Gutes zu wirken.

c. Er darf öffentlich auftreten, ohne jemand zu scheuen, und kann dadurch seine Anhänger vermehren und seine Gegner schwächen.

d. Auch nach seinem Leben kann er auf die Menschen gut einwirken,

α. wenn sie seine Vorschriften, Einrichtungen, Erfindungen benutzen,

β. wenn Andre durch sein Beispiel sich aufmuntern lassen, gut zu wirken.

Schluß. Kurze Zusammenfassung des Gesagten.

In diesem Entwurfe sind die beiden im Anfange aufgestellten Gesichtspunkte gewählt. Der Schluß muß außer der Zusammenfassung und Wiederholung möglichst noch einen oder einige besondre Gedanken enthalten.

Aufgabe.

Geben ist seliger denn nehmen.

1.

Einleitung. Warum widerstrebt dieser Satz der Denkungsart vieler Menschen?

Satz. Wie oben.

1. Das Geben ist Pflicht
   a. für jeden Menschen,
   b. vorzüglich für einen Christen.
2. Vergnügen, welches das Geben gewährt,
   a. wenn die Gabe Andern Freude macht,
   b. wenn die Gabe gute Folgen nach sich zieht,
      α. wenn die Wohlthat nicht an Unverdiente verschwendet wird,
      β. wenn dadurch wesentlicher Nutzen für den Beschenkten entspringt.
3. Beweggrund.
   a. edle Beweggründe,
      α. um den Bedürftigen zu unterstützen,
      β. aus angebornem Mitleidsgefühl.
   b. Schlechte Beweggründe,
      α. Eigennutz,
      β. Prahlerei,
      γ. um die Bittenden los zu werden.

Schluß. Der Geber im Vergleich mit dem Beschenkten.

Von den 3 Hauptabtheilungen ist nur die zweite zu benutzen; das Pflichtmäßige und die Beweggründe gehören nicht in die Vergleichung des Gebens und Nehmens. — 2., b., a. enthält keine gute Folgen, sondern ist Bedingung 2., b., β. ist dem 2., b. überdieß zu ähnlich. — Der Schluß ist eigentlich die Aufgabe.

2.

Einleitung. Wohlthätigkeit.

Satz. Beweggrund zum Wohlthun. Vergleich des Gebers mit dem Empfänger.

A. Beweggrund.

1. Gute Absichten
   a. zur Beförderung der Wissenschaften,
   b. zur Beförderung des Wohlstandes,
      α. der Menschen überhaupt,
      β. eines einzelnen Menschen.
2. Schlechte Absichten
   a. zur Erreichung eines schlechten Zweckes,
   b. aus Ehrsucht,
   c. aus Ehrgefühl.

B. Vergleichung des Gebers mit dem Empfänger.

1. Bewußtsein des Gebers,
   a. beseligendes, wenn die Wohlthat aus guten Absichten entspringt,
   b. beunruhigend, wenn das Geben aus schlechten Absichten entspringt.
2. Demut des Empfängers.

Schluß. Das Bewußtsein, ein gutes Werk gestiftet zu haben, ist jederzeit beseligend.

Der Satz enthält zwei unverbundene Gedanken. — A., 1. und 2. sollte heißen: die Beweggründe sind entweder gut oder übel. — A., 2., a., schlechte Absichten zur Erreichung eines schlechten Zweckes ist falsch gedacht, Absicht und Zweck sind zu ähnliche Begriffe, es ist eigentlich gar kein Gedanke. B., 1., b. Dieser Gedanke ist ganz gegen die Aufgabe; die Seligkeit des Gebens sollte untersucht werden. B., 2. Demut ist nicht das rechte Wort, der Zustand des Empfängers ist damit unzureichend bezeichnet. — Der Schluß deutet keine Vergleichung an.

3.

Einleitung. Geiz und Habsucht; ihr verderblicher Einfluß.

Satz. Von den Begriffen, der Nothwendigkeit und den Wirkungen der Wohlthätigkeit.

1. Der wahre Wohlthätige
   a. ist ganz ohne Eigennutz.
      α. Er begnügt sich nicht damit, der Noth seiner Mitmenschen nur zum Theil abzuhelfen.
      β. Er ist dabei fern von aller Prahlerei.
   b. Seine Wohlthaten erstrecken sich nicht nur auf die äußern, sondern auch auf die innern Bedürfnisse seines Nebenmenschen.

2. Wohlthätigkeit, eine der wichtigsten Pflichten des Menschen.
   a. Sie ist ihm angeboren und natürlich.
   b. Sein Verstand gebietet sie ihm bei reiferen Jahren.
   c. Auch der Verworfenste kann sie nur mit Mühe unterdrücken.

3. Wohlthun, des Menschen höchste Freude.

Schluß. Aufmunterung zur Wohlthätigkeit.

In dem Hauptsatze ist keine Vergleichung bezeichnet, worauf die Aufgabe hauptsächlich hinweist. — 1. enthält keinen Gedanken, dieser wird erst in a. und b. vollendet; beide müssen unter Einem Gedanken zusammengefaßt werden. — 1., a., α. liegt nicht im Obersatz a.; auch die theilweise Hülfe kann schon uneigennützig sein; der Gedanke mußte anders gefaßt werden, etwa: er denkt nicht an Ersatz oder äußere Vortheile. — 1., a., β. liegt gar nicht im Obersatz; Pralerei und Eigennutz sind ganz verschieden. — 3. ist eigentlich der Hauptgedanke, der hier aber ohne weitere Untersuchung, ohne Untersätze dasteht. — Der Schluß ist passend, sofern dabei auf die geforderte Vergleichung Rücksicht genommen wird.

4.

Einleitung. Durch die vielen Wohlthaten, die wir täglich von unserm Schöpfer genießen, werden wir auch zum Wohlthun gegen unsre Mitmenschen aufgefordert.

Satz. Ueber Wohlthätigkeit.

I. Wohlthätigkeit hat sittlichen Werth,

A. Wenn sie aus reiner Menschenliebe und Theilnahme entspringt, und zwar

a. wenn der Wohlthäter auf keine Wiedervergeltung rechnet,

b. wenn keine eitlen Nebenabsichten dabei obwalten,

c. wenn der Mensch sich durch oft erfahrnen Undank oder Unwürdigkeit der Empfänger vom Wohlthun nicht abschrecken läßt.

B. Wenn ein würdiges Verfahren bei Vertheilung der Wohlthaten Statt findet.

a. Wohlthaten müssen soviel wie möglich im Verborgnen geübt werden.

b. Die Art und Weise des Gebens darf nie demütigend für den Empfänger sein.

c. Man darf derselben nie erwähnen, oder dafür eine gewisse Abhängigkeit und Unterwürfigkeit verlangen.

II. Wohlthaten verlieren ihren wahren sittlichen Werth,

A. wenn sie nicht aus reiner Menschenliebe, sondern aus unlautern Nebenabsichten entspringen, und zwar

a. wenn Wohlthaten durch Eitelkeit,

b. wenn sie durch Eigennutz veranlaßt werden;

B. wenn ein unwürdiges Verfahren bei Vertheilung der Wohlthaten Statt findet,

a. wenn Wohlthaten ungern oder auf eine für den Empfänger erniedrigende Weise ausgeübt werden,

b. wenn man derselben auf kränkende Weise oft gegen den Empfänger erwähnt.

Schluß. Während der wahre Wohlthäter in seinem eigenen Bewußtsein die schönste Belohnung findet, werden dennoch Wohlthaten, wenn auch auf eine noch so edle Weise geübt, für den Empfänger etwas Demütigendes haben, und ein gewisses Gefühl der Abhängigkeit hervorbringen.

Dieser Entwurf ist nicht nur ausführlich, sondern im Einzelnen auch wenig zu tadeln, aber er hat einmal den Hauptfehler, daß in I. eigentlich von der Seligkeit des Wohlthuns, nicht von dem sittlichen Werthe desselben, wenigstens nicht schlechthin, sondern allenfalls in sofern davon die Seligkeit abhängt, die Rede sein sollte, und zweitens den nicht minder bedeutenden Fehler, daß B. mit seinen Unterabtheilungen fast nur die Verneinung von A. ist, was in der Ausführung hinderlich wird, sie zu gleichmäßig macht und Wiederholungen nothwendig herbeiführt.

5.

Einleitung. Liebe vereint die Menschen mit Gott und untereinander, es giebt keine Tugend, keinen Vorzug ohne sie; deßhalb sollte auch Geben und Nehmen nur mit liebendem Herzen geschehen. Doch nicht immer geschieht dieß, und deshalb hat Geben nicht immer gleichen Werth und gleiche Folgen. Daher die Frage:

Satz. Wann ist Geben seeliger als Nehmen?

A. Wenn die Gesinnung und der Wille die rechten sind.
   1. Freier und guter Beweggrund,
   2. Guter Zweck.

B. Wenn die Art und Weise bei'm Geben gut ist,
   1. in Bezug auf den Empfänger, wie man ihm gibt.
      a. Wo?
      b. Wann?
      c. Wie?
   2. In Bezug auf den Geber, in welcher Lage er gibt.

Schluß. Worin besteht die Seligkeit des Gebens, wenn auf diese allein wahre Art und Weise, mit solcher Gesinnung gegeben wird?

Auch in diesem Entwurf ist, wie in dem vorigen die Hauptfrage in den Schluß verlegt; statt des unbedingten Ausspruches ist hier ein bedingter zum Hauptsatze gemacht. — In B., 1. ist nur die Frage wie enthalten, und nun folgen in den Untersätzen außer dieser Frage noch zwei andre wo und wann, die der Obersatz nicht einschließt, und deren Beantwortung auch Schwierigkeiten machen würde. — B., 1. und 2., wie man ihm gibt, d. h. wie der Geber gibt, und in welcher Lage der Geber gibt, sind ganz gleich.

6.

Einleitung. Nicht selten ist die Klage über Undankbarkeit.

Satz. Wie oben.

A. Warum ist geben seliger denn nehmen?

1. Weil der, welcher nimmt, das schöne Gefühl, welches im Geben liegt, nicht empfinden kann.
2. Weil der Mensch durch Nehmen sich abhängig von Andern macht und dadurch seine Freiheit beschränkt.

B. Wann zieht sich aber der, welcher gibt, Tadel zu?

1. Wenn er nur aus Eigennutz gibt.
2. Wenn er dem, dem er Wohlthaten erweiset, unaufhörlich zu verstehen gibt, was er ihm zu verdanken habe.
3. Wenn er mit dem, was er Andern gibt, pralt.

Schluß. Es ist thöricht, sich mit den Wohlthaten, die man Andern erwiesen hat, zu brüsten, da wir alle Schuldner Gottes sind.

A. ist eigentlich die Aufgabe selbst, denn die Erörterung derselben schließt das warum ein. Daher könnte es nun kein B. geben. Das hier gegebene B. ist aber auch ein der Auf-

gabe ganz fern liegender Gedanke. — Der Schlußgedanke ist eigentlich nur ein Zusatz zu B., 3., und führt auf die Hauptsache nicht zurück. Der Eingangsgedanke ist gut, aber es fehlt der Uebergang, etwa: ungeachtet der Geber sich der Unannehmlichkeit aussetzt, mit Undank belohnt zu werden, ist das Geben dennoch angenehm, ja angenehmer und seliger als das Empfangen.

7.

Einleitung. Unter allen den Vereinigungen, in denen wir mit unsern Mitmenschen stehen, ist das Band der Liebe die stärkste. Aus Liebe nehmen wir Theil an dem Wohl und Weh unsrer Mitbrüder, und suchen dem Unglücklichen durch Wohlthätigkeit zu helfen.

Satz. Wie oben.

A. In wiefern ist das Geben selig für den Wohlthäter?

1. Wenn wahres Mitleid sein Beweggrund ist.
2. Wenn er überzeugt ist, keinem Unwürdigen geholfen zu haben.

B. In wiefern ist dem Hülfsbedürftigen das Nehmen erlaubt?

Wenn er ohne sein Verschulden unglücklich geworden ist.

Schluß. Schon durch die Religion werden wir zur Wohlthätigkeit aufgefordert, und besonders durch die Worte Christi: was ihr gethan habt Einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir gethan.

Auch hier ist, wie in dem vorigen Entwurf B., gar nicht unter dem Hauptsatz enthalten, und ist also keine wahre Unterabtheilung. Die Antwort auf B. genügt nicht; denn auch dem, der durch seine Schuld unglücklich geworden ist, kann man das Nehmen nicht verargen. A. ist, wie im vorigen Entwurf, eigentlich die Aufgabe, nur als Frage ausgedrückt; die Worte für den Wohlthäter sind überflüssig, die Unterabtheilungen geben Bedingungen an statt Gründe. Der

Schluß paßt deßwegen nicht ganz, weil das als religiöse Pflicht aufgestellt wird, was schon aus der Erörterung des angenehmen Gefühls, der Seligkeit, hervorgeht.

8.

Einleitung. Der allgemein anerkannte Nutzen des geselligen Lebens fordert von uns Ausübung derjenigen Tugenden und Pflichten, die zur Erhaltung desselben nothwendig sind, und besonders der Wohlthätigkeit, oder der wechselseitigen Unterstützung. Ist nun das gesellige Leben mehr zu schätzen, weil wir darin Gelegenheit finden, unterstützt zu werden, oder Andre zu unterstützen?

Satz. Wie oben.

a. Nehmen, welche Vortheile hat es?
 1. Für den Empfangenden selbst, daß er aus mancherlei Noth und Sorge befreit werden und verschiedenes Gute erreichen kann.
 2. Er wird seine Nebenmenschen lieb gewinnen, und daher nach Kräften zu nützen suchen.

b. Geben, welches sind die Freuden und Vortheile desselben?
 1. Der Gebende empfindet den geistigerquickenden Genuß, den man bei jeder sittlich schönen That fühlt.
 2. Er erwirbt sich Liebe und Dankbarkeit.
 3. Er bekommt Gelegenheit sein Glück einzusehen und Ruhe und Zufriedenheit zu erreichen.

Schluß. Wol gibt es Umstände und Lebensalter, die das Annehmen von Wohlthaten nöthig machen, aber immer ist das Geben seliger als das Nehmen.

Dieser Entwurf ist bei weitem besser als die vorigen, wenn der Ausdruck auch bisweilen noch schärfer und bestimmter sein könnte. Ganz der Sache angemessen ist erst das Nehmen und dann das Geben betrachtet, wodurch denn die Entscheidung vorbereitet wird, welche hier freilich erst im Schluß und ei-

gentlich nicht vermöge der Vergleichung, sondern geradehin ausgesprochen wird. a., 1. der Ausdruck für den Empfangenden selbst läßt einen Gegensatz erwarten, der nicht folgt und auch nicht folgen kann.

9.

Eingang. Außer Mord kann es nicht leicht eine größere Sünde geben, die man an seinem Nebenmenschen begeht, als Raub und Diebstahl; denn sie setzt ganz Mangel an Liebe voraus.

Uebergang. Die Liebe äußert sich unter Andern auch im Geben.

Satz. Wie oben.

I. Geben ist seliger.

a. Vom Gefühle aus betrachtet.

aa. Man drückt durch Geschenke seine Liebe aus.
bb. Das Gewissen sagt dem Menschen, er habe Gutes gethan.
cc. Bei'm Geben empfindet man zugleich das Gefühl des Nehmens.
dd. Der Nehmer hat das Gefühl der Freude bloß nach dem Geschenk, der Geber auch schon vorher.

b. Vom Verstande aus betrachtet.

aa. Man gibt, weil man hat, also im Glücke lebt.
bb. Der Geber hängt nicht vom Nehmer ab, wie es wohl oft umgekehrt der Fall ist.
cc. Der Mensch erfüllt seine Pflicht, wenn er dem Dürftigen gibt.

II. Nehmen kann nicht so selig sein,

a. rücksichtlich des Gefühls.

aa. Der Nehmer kann sich nie so recht das Gefühl des Gebers vergegenwärtigen.

bb. Oft kennt man den Geber nicht, dies hindert die Freude.

cc. Der Nehmer fühlt sich zum Dank verpflichtet und glaubt diesen nie abtragen zu können.

b. Rücksichtlich des Verstandes.

aa. Der Nehmer ist der Gabe bedürftig,

α. lebt in Armut,

β. hat ein Unglück gehabt,

αα. durch eigene Schuld,

ββ. durch fremde Schuld,

γ. muß wol oft das Gegebene wieder zurückgeben.

bb. Er ist der Gabe nicht bedürftig.

Schluß. Nehmen kann man immer, geben aber nicht.

Dieser Entwurf hat zwar einzelne Fehler: man kann mit den Einleitungsgedanken nicht zufrieden sein; der erste Haupttheil spricht schon die Vergleichung aus, obgleich in den wenigsten Untersätzen, bloß in a., dd. und in b., bb., eine Vergleichung vorkommt; II. sollte, um die Vergleichung vorzubereiten, dem I. vorangehen; weniger möchte die Gleichartigkeit der Unterabtheilungen (vom Gefühl und vom Verstande aus) der beiden Hauptsätze zu tadeln sein; auch a., bb. und b., cc. lassen sich, der Aehnlichkeit ungeachtet, verschieden denken. Diesen größern und geringern Fehlern stehen aber auch Vorzüge gegenüber: theils ist die Antwort nach dieser Ansicht fast erschöpft, theils setzen manche Gründe Scharfblick und Untersuchungsgeist voraus, z. B. I., a., dd.; der vorhergehende cc. scheint dagegen etwas gesucht.

10.

Nach einer Predigt von Zollikofer.

Gebet. Gott ist so gütig; wir wollen ihm nachahmen.

Einleitung. Oft wirkt der Religionslehrer nicht viel, wenn er nämlich Fehler vorwirft und tadelt, Vorurtheile bekämpft und demütigen Sinn einflößen will; oft wirkt er aber auch, besonders bei der Bitte um Wohlthätigkeit.

Satz. Von der Seligkeit des Wohlthuns, nach dem Spruche: Geben ist seliger denn nehmen.

I. Richtigkeit desselben.

1. Jenes setzt einen glücklichen Zustand voraus.
2. Jenes ist mit einem mannigfaltigen, recht göttlichen Vergnügen verknüpft; dieses gewöhnlich mit unangenehmen, schmerzhaften Empfindungen.
3. Jenes hat die herrlichsten Vergeltungen in dieser und in der zukünftigen Welt zu erwarten.

II. Widerlegung von Einwendungen.

1. Man schadet dadurch seinem Vermögen nicht.
2. Auch die schlimmen Zeiten müssen daran nicht hindern.
3. Auch der Gebrauch, der davon gemacht wird, sei kein Einwurf.

Aufgabe.

Rede am Neujahrstage, mit einem paßlichen Denkspruche.

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit.

Einleitung. Der Schöpfer hat sehr weise dem Treiben der Menschen durch die Festtage ein Ziel gesetzt, unter denen das Neujahr gewiß das wichtigste ist.

Satz. Ueber Vergangenheit und Zukunft.

I. Rückblick auf die Vergangenheit.

1. Welche Begebenheiten trugen sich zu?
2. Welche Ereignisse haben uns betroffen?
3. Wie haben wir dieselben ertragen?
4. Wie haben wir unsre Pflichten erfüllt?

II. Blick auf die Zukunft. Wie sollen wir unsern neuen Lebenslauf beginnen?

1. Wir sollen immer auf Gott vertrauen.
2. Wir sollen mit Mut und Ausdauer Leiden ertragen.
3. Wir sollen unser Herz prüfen, und
4. Wir sollen unsre Fehler ablegen und zu größerer Vollkommenheit zu gelangen suchen.

Schluß. Gute Vorsätze am Anfange des neuen Jahrs.

Der Spruch ist nicht paßlich gewählt, wenigstens ist von dem dritten Schritt, der Gegenwart nicht die Rede. — Bei der Einleitung ist zu bemerken, daß die Festtage von den Menschen eingesetzt sind, und daß das Neujahrsfest nicht wichtiger ist, als mehrere andre Feste. Unter den Begebenheiten I., 1. sind große, allgemeine Weltbegebenheiten zu verstehen.

2.

Rede an Mitschüler.

Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel.

A. Einleitung. Die Wichtigkeit des Tages.

B. Rückblick auf die Vergangenheit.

1. Die Ereignisse desselben.
2. Unser Verstand ist ausgebildet worden.
3. Das Band der Freundschaft hat sich zwischen uns mehr befestigt.

C. Wir sind Eltern und Lehrern Dank schuldig.

D. Wie wollen wir das künftige Jahr uns verhalten?

1. Gegen Eltern und Lehrer?
2. Untereinander?

Der Spruch steht gar nicht in Beziehung auf den Entwurf. Einleitung, Satz und Schluß brauchen nicht durch Zahlen oder Buchstaben bezeichnet zu werden. Hier fehlt nun gar die Angabe des Satzes und der Schluß, und B., C. und D. sind so ungleich unter sich, daß sie schwerlich unter Einen Satz zusammengefaßt werden können. Die Unterabtheilungen unter B. sind nicht gleichmäßig genug bezeichnet, 1. ist kein Satz und 2. und 3. sind Sätze. Der Entwurf ist ganz mißrathen.

3.

Alle Menschen müssen sterben.

Einleitung. Jede Veränderung der Natur erweckt in uns eigenthümliche Gefühle, von welchen die bei Anschauung der winterlichen Flur unser Gemüt am tiefsten und ernstesten ansprechen.

Satz. Welche Gefühle erweckt in uns die Anschauung der winterlichen Natur?

1. Die Anschauung erinnert uns
   a. an unsre eigene Aufflösung,
   b. an unsre Bestimmung,
   c. an ein höheres Leben.

2. Die Anschauung stimmt uns
   a. zur Andacht und Verehrung Gottes,
   b. zu einer gewissen Schwermut und zum Ernst,
   c. zur Hoffnung auf ein baldiges Wiedererwachen der Natur.

Schluß. Das Unterhalten solcher Gefühle verschafft uns den wahren Genuß der Natur, erhebt uns über die gemeinen Freuden dieser Welt, und nähert uns der Gottheit schon hier auf Erden.

Auch hier ist der Spruch mit Rücksicht auf den Satz nicht glücklich gewählt; die Beziehung erscheint erst in 1., a. Nur 2. enthält Gefühle, 1. aber Gedanken; daher sollte der Satz heißen: Welche Gedanken u. s. w.; 1., b. und c. sind zu ähnlich. In 2. sollte b. dem a. vorausgehen, und eben so der Ernst der Schwermut. 2., c. ist nicht Hoffnung, sondern Gewißheit. Baldig sollte wegbleiben oder vielmehr c. überhaupt als etwas zu Gewöhnliches. — Der Schluß der Einleitung ist gezwungen ausgedrückt.

4.

Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.

Einleitung. Sowie die Natur in stetem Wechsel begriffen ist, so eilt auch der Mensch stets dem Ziele seines irdischen Lebens entgegen.

Satz. Ueber die Sterblichkeit des Menschen.

A. Wodurch erkennt der Mensch seine Sterblichkeit?

1. durch die Natur,
2. durch die Religion,
3. durch das innre Bewußtsein.

B- Was macht dem Menschen die Sterblichkeit zur Pflicht?

1. Geringschätzung irdischen Gutes,
2. Möglichste Ausbildung des Geistes,
3. Vertrauen auf Gott in Gefahren,
4. Freudiges Hoffen auf jenseits.

Schluß. Segenswünsche zum Beginn des neuen Jahres.

Bei einer Rede muß bestimmt werden, von wem und an wen geredet wird; dieß ist in dem ersten, dritten und vierten Entwurf nicht geschehen. Der Spruch des dritten Entwurfes würde für diesen besser gepaßt haben; die Vergleichung in der Einleitung ist nicht deutlich: sowie die Natur sich ändert, so auch der Mensch; das Ziel des Menschen auf Erden ist aber der Tod. A. ist eine ziemlich müßige Untersuchung. Die Antwort sollte aber lauten: durch die Einrichtung seines Körpers und durch die Erfahrung. In B., ist schwankend, ob was oder die Sterblichkeit der erste Fall ist. B., 1. sollte heißen: richtige Schätzung. In den Unterabtheilungen von B. hätte ein pflichtmäßiges Betragen und gute Gesinnung nicht vergessen werden sollen.

---

5. Nach einer Predigt von Schleiermacher.

Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird.

Einleitung. Das Vorrecht sich die Zukunft vorzustellen gebraucht der Mensch mit der wenigsten Mäßigung und zumal am Neujahrstage. Wie muß aber die Stimmung des Christen sein?

Satz. Es giebt nichts Neues unter der Sonne.

I. Diese Ansicht der Welt ist dem Religiösen natürlich.

1. Nicht das Innre, sondern nur das Aeußre der Begebenheiten ist neu,
   a. sowohl in der körperlichen,
   b. als auch in der geistigen Welt.

2. Es giebt keinen Unterschied des Großen und Kleinen.
   a. Richtigkeit dieses Satzes.
      aa. In der kleinsten Begebenheit zeigt sich dieselbe Allmacht Gottes,
      bb. in jeder tugendhaften Handlung und frommen Regung des Gemüts derselbe Geist Gottes, wie in der ausgezeichnetsten.
   b. Wirkung dieser Ueberzeugung.
      aa. Weder übermäßige Hoffnung noch Furcht,
      bb. sondern ruhige Erforschung der Ursachen,
      cc. ehrfurchtsvolle Betrachtung des Gewöhnlichen und Alltäglichen.

II. Mit dieser Ansicht sind sittliche Gesinnungen verbunden, die zu den ausschließenden Vorzügen des Frommen gehören.

1. Er wird mit der Stelle zufrieden sein, die ihm Gott eingeräumt hat.
   a. Es ist eine Täuschung, daß man an einem Ort mehr Gutes thun könne als an dem andern;
   b. es ist eine Täuschung, daß man in der einen Zeit mehr Gutes thun könne als in der andern.

2. Er wird auch im Kleinen und Gewöhnlichen weit größeren Fleiß anwenden als Andere. Und dieß ist ein Gewinn
   a. für die Welt, und
   b. für ihn selbst.

3. Er wird bei dieser Gesinnung hoffen dürfen, im Guten immer fortzuschreiten.
   a. Jede sittliche Anstrengung belohnt sich durch sittlichen Fortschritt.
   b. An Gelegenheiten zu sittlichen Anstrengungen und Werken kann es aber nie fehlen.

Schluß. In dieser Stimmung begrüßen wir das neue Jahr als einen bekannten Freund, an dessen äußerem Betragen uns höchstens hie und da etwas fremd sein kann, und empfangen es mit Demut, Ergebung, Trost und Mäßigung.

Aufgabe.

Trau, schau, wem?

1.

Einleitung. Die Natur hat das Bedürfniß der Freundschaft in unser Gemüth gelegt. Es entwickelt seine Kraft schon in den ersten Kindheitsjahren. Mit der wachsenden Erfahrung steigt unsre Schüchternheit. Der junge Mensch sehnt sich, wenigstens eine Seele zu finden, die sich in enger Vertraulichkeit an die seinige anschließe. Er macht sich einen zu seinem vertrauten Freunde, klagt aber, wenn der Freundschaftsbund getrennt wird, es gäbe keine echte Freundschaft, und zwar muß er dieß, weil er keine Vorsicht bei dieser so wichtigen Wahl angewandt hat.

Satz. Ueber die Vorsicht in der Wahl des Freundes. Dazu ist erforderlich

I. eine innige gegenseitige Hochachtung, nämlich
   1. Liebe, und
   2. Anerkennung der Verdienste des Andern.

II. Eine frühere Beobachtung des künftigen Freundes,

1. durch längern Umgang, und
2. in mannigfaltigen Lagen des Lebens, wie z. B.
   a. im Glück,
      α. bei einer gemachten Erbschaft,
      β. bei einem bedeutenden Lotteriegewinnste;
   b. im Unglück,
      α. beim Verlust von äußerlichen Gütern, und
      β. beim Verlust von geliebten Personen.

III. Eine gewisse Gleichheit des Standes. Denn

1. Personen eines höheren Ranges verbietet gegen uns vertraulich zu sein, entweder
   a. ihr Stolz, oder
   b. ihre Amtspflicht.
2. Personen eines niederen Standes müssen wir jede nähere Vertraulichkeit versagen, entweder
   a. wegen unsrer Amtspflicht, oder öfters
   b. wegen ihrer Zudringlichkeit, und
   c. wegen ihres Eigennutzes.

IV. Eine freie Wahl, d. h. das Urtheil des Verstandes muß nicht gebunden sein

1. durch Einfluß der Sinnlichkeit, den die schöne Gestalt eines Andern auf uns hat, denn die äußeren Annehmlichkeiten werden zerstört
   a. durch Krankheit,
   b. durch die Zeit.
2. Durch hohen Rang und Stand des Andern, und
3. durch Reichthum desselben.

Schluß. Eine genau vorhergegangene Prüfung des künftigen Freundes ist daher unumgänglich nothwendig. Denn jede herzliche vertrauungsvolle Anhänglichkeit ist bei der leisesten Unterbrechung für Lebensglück und häuslichen Frieden von den nachtheiligsten Folgen.

2.

Einleitung. Oft glauben wir, wahre Freunde zu haben, und sehen zuletzt, daß sie nur ihres eigenen Vortheils wegen oder aus andern Gründen sich als solche zeigten.

Satz. Sei vorsichtig bei der Wahl eines Freundes. Denn davon hängt oft ab

I. Dein häusliches Glück; denn

1. ein scheinbarer Freund kann dasselbe untergraben, oder doch wenigstens stören, wenn er sich
   a. als Schmeichler,
   b. als Verläumder zeigt.
2. Ein wahrer Freund kann dasselbe fördern,
   a. durch guten Rath, den er gibt
      aa. im Glück,
      bb. im Unglück;
   b. durch thätige Unterstützung.

II. Dein guter Ruf; denn

1. ein scheinbarer Freund kann demselben schaden,
   a. aus Neid,
   b. aus eigenem Interesse,
2. ein wahrer Freund denselben dir erhalten oder wiederherstellen,
   a. wenn es darauf ankommt, sich dafür zu verwenden,
   b. wenn dich böse Menschen um den guten Ruf bringen wollen.

Schluß. Hast du einen wahren Freund gefunden, so zeige dich auch ihm als solchen.

1.

Einleitung. Wir finden, daß die Sprichwörter aller Völker größtentheils sehr bedeutungsreich sind, und eine tiefe sittliche Wahrheit enthalten; so auch das Sprichwort: Trau, schau, wem. Es soll ausdrücken, daß man behutsam sein soll bei der Wahl derjenigen, denen wir unser Herz öffnen wollen.

Satz. Welche Menschen sollen wir unsers Vertrauens für würdig halten?

I. Nicht Jeder, dem wir etwas anvertrauen, ist deßhalb auch schon unser Freund.

1. Wie weit darf unser Vertrauen gegen die Menschen gehen?
   a. Gegen solche, die uns bloß bekannt sind,
   b. gegen ganz fremde.
2. Wir müssen unser Mißtrauen, welches wir gegen den Einen oder den Andern hegen, verbergen, ohne in den Fehler der Heuchelei und Schmeichelei zu verfallen, damit wir uns weder unnöthigerweise Feinde, noch uns selbst verächtlich machen.

II. Welche Vorsicht muß man bei der Wahl eines Freundes beobachten, und welchen Grundsätzen muß man folgen?

1. Hauptsächlich muß man bei der Wahl eines Freundes auf innerliche Vorzüge sehen,
   a. auf einen gebildeten Verstand,
   b. auf ein eben so gebildetes Herz und auf Sittlichkeit und Religiosität.
2. Einen Nebenblick dürfen und müssen wir aber auch auf die äußerlichen Verhältnisse dessen werfen, den unsere Wahl treffen soll.
   a. Wir müssen, wenn seine Glücksumstände zerrüttet sind, ihm durch Rath und That aufzuhelfen suchen, da ein Freund mehr gilt als Geld und Gut.

α. Wir müssen dies auf eine zarte, nicht verletzende Weise thun.

β. Wir dürfen bei aller Freundschaft das Wohl der Unsrigen nicht außer Acht lassen.

b. Es zeigt eine niedrige, gemeine Denk- und Sinnesart an, wenn man sich eines Freundes schämt, weil vielleicht seine Vermögensumstände nicht so glänzend sind, als die unsrigen, da irdisches Glück und irdische Ehre ja oft nur ein Geschenk des Zufalls sind.

Schluß. Jede andre Neigung des menschlichen Herzens wird mit der Zeit geschwächt, aber wahre Freundschaft nimmt immer zu; daher ist wahr, was ein Dichter sagt: Freundschaft mit den Guten wächst wie der Schatten am Abend, bis die Sonne sinkt.

4.

Einleitung. Es ist in die Brust eines jeden fühlenden Menschen von der Gottheit das Bestreben eingepflanzt worden, seine Gefühle, Neigungen und Wünsche in die Brust eines ihm ähnlich denkenden, ähnlich fühlenden Wesens auszuschütten. Doch nur zu oft trügt der Schein, und wir schenken unwürdigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft unser ganzes Vertrauen.

Satz. Ueber die zu beobachtende Vorsicht bei der Wahl eines Freundes.

I. Freundschaft entsteht:

A. aus der Anerkennung gewisser Vollkommenheiten, die da sind:

a. des Körpers, als

α. Schönheit,

β. einnehmendes Wesen,

b. des Geistes, als:
α. Scharfsinn,
β. Talente,
γ. Mut,
δ. Hoheit der Gesinnung,

c. des Herzens, als:
α. Gutmütigkeit,
β. Sanftmut,
γ Bescheidenheit.

B. Aus Hochschätzung derselben.

II. Pflichten der Freundschaft sind:

A. Die Fehler des Freundes zu rügen, jedoch
a. mit Bescheidenheit,
b. ohne das feine Gefühl, und
c. ohne den Anstand zu verletzen.

B. Ihn vor etwaigen Gefahren zu warnen,

C. im Glück und Unglück ihm beizustehen, ohne Rücksicht:
a. auf gegenseitige Spannungen,
b. auf Verläumdungen Anderer;

D. nie die Geheimnisse seines Freundes Andern mitzutheilen.

III. Die Freundschaft gewährt,

A. wenn sie mit Ueberlegung geschlossen ist:
a. Sicherheit,
b. Trost und Unterstützung im Unglück,
c. macht den Gegenstand der Liebe und Freundschaft für das Gute empfänglicher,
d. lehrt die Menschen achten,
e. knüpft das Band des geselligen Vereins enger und inniger.

B. Wenn sie mit Unbedacht geschlossen ist:
a. Verdruß,
b. Gefahren,
c. Mißtrauen,
d. Verachtung der Menschheit.

Schluß. Da nun der Nutzen bei der mit Vorbedacht geschlossenen Freundschaft, als auch die nachtheiligen Folgen bei allzuvoreiliger Wahl so außerordentlich groß sind, so ist es nothwendig, daß man mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke gehe, ehe man sein ganzes Vertrauen schenkt.

5.

Einleitung. Der Mensch ist zum gesellschaftlichen Leben geboren, er muß daher Umgang mit Andern pflegen, und tauscht gerne seine Gedanken mit Andern aus.

Satz. Ueber die Unrathsamkeit Andern unbedingtes Vertrauen zu schenken.

I. Im Mittheilen der Gedanken,
  1. als Verwahrungsmittel,
    a. gegen Verspottung
      α. leichtsinniger, und
      β. unverständiger Menschen.
    b. gegen Betrug und Hinterlist,
    c. gegen Verrath,
      α. der eigenen Person,
      β. des Vaterlandes.
  2. Als Uebung in der Verschwiegenheit
    a. eigener Gedanken,
    b. fremder Geheimnisse.

II. Im Anvertrauen
  1. des Eigenthums,
  2. der persönlichen Freiheit,
  3. des Lebens.

III. Zum Zwecke der Ausbildung,
1. der mechanischen Anlagen,
2. der geistigen Anlagen,
a. für Schönheit,
b. für Sittlichkeit,
c. für Religion.

Schluß. Vorsichtigkeit, verbunden mit einigem Mißtrauen, ist Jedem anzuempfehlen als das beste Verwahrungsmittel gegen allen Nachtheil durch fremden Einfluß.

Aufgabe.

Ein Jeder ist seines Glückes Schmidt.

1.

Einleitung. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß der Glückliche sich selbst für den alleinigen Schöpfer seines Glückes hält, von jedem Unglücklichen aber glaubt, daß derselbe Schuld an seinem Unglücke sei.

Satz. Was befördert unser Lebensglück, was aber stört es?

A. Unser Lebensglück wird befördert
1. durch uns selbst,
a. wenn wir tugendhaft sind, indem wir
α. unsre Leidenschaften unterdrücken, denn dadurch
αα. erhalten wir unsre Gesundheit,
ββ. bewahren wir uns vor Unannehmlichkeiten, vor
ααα. Reue,
βββ. Schande,
γγγ. Strafen.

β. Indem wir uns liebreich gegen andre Menschen zeigen. Dadurch erwirbt man

αα. Freunde,

ββ. Achtung.

b. Wenn wir arbeitsam sind, denn dadurch erwirbt man

α. reichlichen Lebensunterhalt,

β. Ehre und Einfluß.

2. durch äußere glückliche Verhältnisse, als da sind

a. Gesundheit,

b. Wohlhabenheit,

c. eheliche Eintracht.

B. Das Lebensglück stört

1. der Mensch sich selbst,

a. wenn er sittlich schlecht ist, d. h.

α. wenn er von Leidenschaften beherrscht wird,

β. wenn er schlechte Handlungen begeht, welche zur Folge haben

αα. Gewissensbisse,

ββ. Verachtung des Mitmenschen,

γγ. Verlust der bürgerlichen Ehre.

b. Wenn er träge ist; denn dann gebricht es ihm leicht an den nöthigen Lebensbedürfnissen, als da sind

α. Kleidung,

β. Obdach,

γ. Nahrung.

2. Unglückliche Verhältnisse,

a. allzugroße Dürftigkeit,

b. schlechte Erziehung,

c. Krankheit,

d. Kummer.

3. Unglückliche Zufälle, die den Menschen berauben

a. seiner Güter, durch

α. Feuer,

β. Wassersnoth,

γ. Krieg,

b. seiner Ehre, durch
 α. Verläumdung,
 β. Beschimpfungen;
c. seiner Freunde und Verwandten durch den Tod.

Schluß. Wir müssen daher das Glück für ein Geschenk Gottes halten, das Unglück aber als eine auferlegte Prüfung mit Standhaftigkeit ertragen.

2.

Einleitung. Den meisten Sprichwörtern liegen auf Erfahrung gegründete Wahrheiten zum Grunde.

Satz. Wodurch kann der Mensch der Urheber seines Glückes werden?

I. Der Mensch kann sein Glück begründen
 1. durch gehörige Anwendung seiner Jugend,
 2. durch Sorgfalt für seine Gesundheit,
 3. durch die sorgfältige Wahl seines einstigen Wirkungskreises,
 4. durch zeitige Gewöhnung an Entbehrungen und an den Gedanken an die Zukunft,
 5. durch Bewahrung eines guten Gewissens. Dieß wird erreicht
  a. durch Reinheit der Sitten,
  b. durch Erfüllung der Pflicht im Wirkungskreise und gegen Andre,
 6. durch Erlangung wahrer Freunde,
 7. durch Religion in Beziehung auf
  a. die natürliche Fürsorge, Liebe und Allmacht Gottes.
  b. die Unsterblichkeit der Seele.

II. Ohne seine Schuld kann der Mensch unglücklich sein,
 1. durch langwierige schmerzhafte Krankheiten
  a. unsrer selbst,
  b. unsrer Angehörigen und Freunde;

2. durch den Tod unsrer Angehörigen und Freunde,
3. durch unverschuldete Unfälle,
4. durch unverschuldete Armut,
5. durch gezwungenen Umgang mit schlechten Menschen.
6. durch Verfolgungen, welche bestehen
   a. im Verhindern unsrer guten Pläne,
   b. in Verläumdungen,
   c. im Ergreifen jeder Gelegenheit uns unglücklich zu machen.

Schluß. Obgleich wir manches Unglück nicht abwehren können, so werden wir doch bei innerer Zufriedenheit nicht völlig und für immer unglücklich sein.

3.

Einleitung. Ueber den scheinbaren Widerspruch dieses Sprichwortes mit der Wankelmüthigkeit des Glückes.

Satz. Wodurch kann sich der Mensch sein Glück bereiten?

I. Durch frühzeitige Erwerbung der einst erforderlichen Kenntnisse.
II. Durch ein vorsichtiges Benehmen,
   a. gegen Freunde,
   b. gegen Verwandte,
   c. gegen Obere,
   d. gegen Niedere,
   e. gegen Feinde.
III. Durch Standhaftigkeit,
IV. durch Geistesgegenwart.

Schluß. Beispiele aus der Geschichte.

4.

Einleitung. Fast alle Sprichwörter aller Völker können von verschiedenen Seiten betrachtet werden.

Satz. Ist obiges Sprichwort in allen Fällen wahr oder nicht?

I. Das Sprichwort ist wahr, insofern
1. Rechtschaffenheit und Fleiß, oder
2. Vorsicht, oder
3. Zufriedenheit zu dem Glücke der Menschen beitragen können.

II. Das Sprichwort ist unwahr, denn
1. nicht immer machen Fleiß und Rechtschaffenheit den Menschen glücklich, entweder weil ihm
   a. äußere kleine, oder
   b. innere kleine Vorzüge abgehen.
2. Wir finden Leute, die ohne ihr Zuthun viel Glück erlangt haben, und zwar
   a. durch das, was man im gemeinen Leben Glück nennt, und
   b. durch Begünstigung äußerer Verhältnisse.

Schluß. Wir müssen streben durch Vereinigung aller Vorzüge in uns das Sprichwort wenigstens an uns wahr zu machen.

5.

Einleitung. Sprichwörter sind oft nur halbwahr.

Satz. In wiefern man sich sein Glück selbst bereiten könne?

I. Glück überhaupt ist nicht sowohl gutes als schlimmes Glück.

A. Das gute Glück an sich selbst besteht

a. in äußerem Glücke, und dieses

1. in einem mindestens hinreichenden Auskommen,
2. in einem Range und Stande, der der Bildung angemessen ist, die wir bekommen haben, und wo wir unsre Fähigkeiten am besten anwenden und vervollkommnen können,
3. in Ehre, und zwar solcher, die uns von Andern
   α. aus Höflichkeit,
   β. aus Ueberzeugung von unserm Werthe erwiesen wird,
4. im guten Vernehmen mit allen denen, mit welchen wir näher umgehen, als
   α. Verwandten,
   β. Freunden,
   γ. Oberen und Untergebenen,
5. in Vollzähligkeit der Familienglieder und Freunde,
6. Gesundheit;

b. in innerem Glücke; und dieß wird erreicht durch

1. Zufriedenheit mit uns selbst,
2. Genügsamkeit,
3. ein frohes Gemüth, und
4. ein gutes Herz.

B. Anwendung des Sprichworts auf das gute Glück.

a. Das äußere Glück kann sich der Mensch nie ganz erwerben und theilweise auch nur dann, wenn er

1. gewisse Talente besitzt, und er
2. Freiheit des Handelns hat. Dagegen hängt

b. das innere Glück zumeist von uns selbst ab, denn durch Pflichterfüllung und Rechthandeln kann man sich:
1. die Zufriedenheit mit sich selbst, und mit Hülfe der Religion
2. Genügsamkeit erwerben.
3. Ein frohes Gemüt zwar auch, doch nur in sofern, als wir eine etwa vorhandene Neigung zur Melancholie unterdrücken und uns fröhlich zu stimmen suchen. Endlich
4. ein gutes Herz kann man sich zwar eigentlich nicht geben, aber allerdings das seinige stets verbessern und veredeln.

II. Schlimmes Glück.

A. Das schlimme Glück an sich.

a. Aeußeres. Dieß besteht
1. in Armut,
2. unpassender Stellung im bürgerlichen Leben,
3. Mangel an Ehre,
4. Mangel an Freunden,
5. Mangel an Gesundheit.

b. Inneres. Dieß besteht
1. in Unzufriedenheit mit sich selbst,
2. Ungenügsamkeit,
3. Melancholie,
4. Schlechtigkeit des Herzens.

B. Anwendung des Sprichworts auf das schlimme Glück. Allerdings kann daran ein Mensch Schuld sein, doch muß er es

a. im äußeren Unglücke nicht immer sein; dagegen
b. ist er bei dem inneren stets selbst daran Schuld.

Schluß. Es ist also wahr, daß gleich vielen andern Sprichwörtern auch das: der Mensch ist seines Glückes Schmidt, nur in manchen Fällen wahr ist.

6.

Einleitung. Sprichwörter sind zum Theil wahr, zum Theil nur halbwahr. Unter letztere gehört das vorliegende.

Satz. Ueber das Sprichwort: Ein jeder ist seines Glückes Schmidt.

I. Worin liegt es, daß es nur zum Theil wahr ist?

In den verschiedenen Bedeutungen des Wortes Glück.

II. Wann paßt es und wann nicht?

a. Es paßt durchaus nicht,
   1. wenn wir unter Glück das blinde Ohngefähr,
   2. wenn wir darunter einen günstigen Zufall verstehen.

b. Es paßt zum Theil,
   1. wenn wir unter Glück günstige Umstände, oder
   2. wenn wir unter Glück das Gelingen einer Unternehmung,
   3. wenn wir darunter das Lebensglück verstehen.

c. Es paßt durchaus, wenn wir Glück für das innere Glück, die Zufriedenheit nehmen.

Schluß. Es ist sehr schön, daß dieses Sprichwort desto besser paßt, in je edlerer Bedeutung wir das Wort Glück nehmen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kannegießer, Karl Ludwig,

Entwürfe von Abhandlungen und Reden Zum Gebrauch für Lehrer und Schüler besonders der obern Klassen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen

Breslau 1832

L.germ. 133 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583916-8